1,2

Deutschland
in Sturm und Drang.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Erste Abtheilung:

Der alte Fritz und die neue Zeit.

Vier Bände.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Der alte Fritz

und

die neue Zeit.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Inhaltsverzeichniß.

Zweites Buch.

Rosenkreuzer und Kraftgenies.

Zweites Buch:

Rosenkreuzer und Kraftgenies.

1.

Goethe in Berlin.

Wüßt' ich nur, ob es ein Mensch war, oder ob wirklich der Gott Apoll mir erschienen ist in Menschengestalt, seufzte der Conrector Moritz vor sich hin, indem er in seinem Gemach auf und ab ging. Ein seltsames Gemach, und eine seltsame Erscheinung, die Gestalt des jungen Conrector Moritz.

Düster das Gemach, die Fensterscheiben schmutzig, und hier und da mit Papierstreifen verklebt. Grau die Wände, und hier und da auf denselben mit ungeheuern Lettern griechische Sinnsprüche geschrieben. In einem offenen hohen Regale einige Hundert Bücher, bald zierlich nebeneinander stehend, bald wirr durcheinander geworfen. Auf einem großen Tische nahe am

Fenster ein wüstes Durcheinander von Büchern und Papieren, und in der Mitte derselben eine Kolossalbüste des Apoll vom Belvedere, in seiner Weiße und seiner Schöne seltsam anzuschauen zwischen dem Staub, dem Wust und der Unordnung, die ihn umgab. Im Hintergrunde des Zimmers ein offenes Kleiderspind, an dessen Haken buntfarbige Gewänder hingen, und daneben ein Tisch mit den köstlichsten duftenden Blumen in Töpfen, die mit schmutzigem Papier umwickelt waren. Der Fußboden beschmutzt und staubig, aber in der Mitte des Gemaches bedeckt mit einem neuen schönen Teppich, der in den prachtvollsten Farbenstellungen glänzte.

Auf diesem Teppich ging er auf und ab, der Besitzer dieses Gemaches, der Conrector am Gymnasium des grauen Klosters, Herr Philipp Carl Moritz. Seltsam seine Erscheinung, seltsam wie sein Gemach. Nichts von der Haltung und dem Wesen, das er gestern auf dem Exercirplatz zu Potsdam gezeigt, von der fashionablen Erscheinung eines jungen Elegants, der nach der neuesten Mode gekleidet war. Heute ein Gewand, das keiner Mode unterworfen ist: ein weißes Gewand, das oben am Halse mit einem rothen Bande geschlossen ist, weite Aermel, am

Handgelenke zugeknöpft und von Spitzenmanschetten umgeben; ein weißes Gewand, das von den Schultern in spärlichen Falten niederfällt bis über das Knie. Die Beine, welche unter demselben hervorschauen, vollkommen nackt, und nur die Füße bekleidet mit Sandalen von dunkelrothem Bande. Das Haar nicht, wie es die Sitte erfordert, gepudert und im Nacken zu einem Zopfe aufgebunden, sondern in seiner natürlichen braunen Farbe, aufgelöst, und nur zusammengehalten von einem purpurrothen Bande, das gleich dem Stirnbande der alten Römer durch das volle lockige Haar geschlungen war und an beiden Schläfen in zwei kurzen Schleifen niederhing.

So, in diesem seltsamen Costüm, das halb dem alten Adam, halb den alten Römern angehörte, ging Philipp Moritz in seinem Gemache auf dem Teppich auf und ab, des Fremden gedenkend, den er gestern auf dem Exercirplatze zu Potsdam kennen gelernt, und dessen leuchtende Schönheit ihm Seele und Herz so sehr erfüllt hatte, daß er auch heute seine Gedanken immer noch nicht von ihm abwenden konnte.

Welcher böse Dämon trieb mich auch gestern nach Potsdam zu gehen? fragte er sich selber.

Ich hasse die Menschen, ich weiß, daß sie Alle von schlechtem und gemeinem Stoffe sind, und doch treibt mich die Sehnsucht nach ihnen immer wieder hinaus in die Welt!

Ein lautes Klopfen an die Thür unterbrach ihn in seinem Selbstgespräch, und auf sein gebieterisches Herein öffnete sich diese Thür.

Er ist es, es ist Apollo, rief Moritz freudig. Treten Sie ein, mein Herr, treten Sie ein, ich habe Sie mit Sehnsucht erwartet!

Und Moritz stürzte zu dem jungen Herrn hin, der eben die Thür hinter sich schloß, und dessen schönes und stolzes Gesicht sich zu einem Lächeln verklärte bei dem Anblick der seltsamen Erscheinung, welcher er gegenüberstand.

Verzeihung, mein Herr, ich störe! Sie waren eben in der Toilette begriffen! Erlauben Sie, daß ich wiederkomme, wenn Ihre Toilette beendigt ist.

Sie irren, mein Herr, rief Moritz eifrig. Ich habe meine Toilette gemacht, und Sie finden mich in meinem gewöhnlichen Hausanzuge. Ich liebe die Ungebundenheit und die Freiheit, und ich bin der Meinung, daß die Menschheit erst dann ganz glücklich und zufrieden sein wird, wenn sie, wieder in den Naturzustand zurückgekehrt,

keiner Kleidung mehr bedarf, und sich der Schönheit nicht schämt, welche die große und gütige Natur ihren geliebtesten und auserwähltesten Geschöpfen verliehen hat.

Mein Herr, rief der Andere lachend, dann wäre nur nöthig, daß die große und gütige Natur auch das Klima danach eingerichtet, und ihren geliebtesten und auserwähltesten Geschöpfen nicht die Neigung zum Schnupfen verliehen hätte.

Sie mögen recht haben, erwiderte Moritz ernst, aber streiten wir uns jetzt nicht. Sie haben mir gestern versprochen, mir hier in Berlin Ihren Namen zu sagen. Thun Sie es also!

Sagen Sie mir erst noch einmal den Ihrigen. Sagen Sie mir, ob dieser Jüngling im idealen Gewande, den ich hier vor mir sehe, derselbe ehrbare junge Mann ist, dem ich gestern auf dem Exercirplatze in Potsdam begegnete, und der sich mir als Philipp Moritz producirte, und dann sagen Sie mir ferner, ob das derselbe Philipp Moritz ist, welcher vor einigen Jahren an Johann Wolfgang Goethe einen so geistvollen und herzlichen Brief über das Trauerspiel Stella

geschrieben, welches man dazumal hier verboten hatte.

Ja, mein Herr, ich bin dieser selbe Philipp Moritz, der das gethan, und zwar aus innerstem Herzensbedürfniß, und um dem Dichter Goethe zu beweisen, daß es hier in Berlin nicht lauter solche stupide Kerls gäbe, welche wie Nicolai seine Stella für ein unmoralisches Stück hielten, sondern wohl für das, wie Goethe es selber benannt, wohl für ein „Schauspiel für Liebende."

Und wollen Sie mir gefälligst sagen, was der Dichter Ihnen auf Ihre liebenswürdige Zuschrift geantwortet hat?

Stolz und lieblich zugleich! Nicht mit Worten, aber doch holdselig hat er mir Antwort gegeben. Er schickte mir ein Exemplar seiner Tragödie Stella, eingebunden in rosa Atlas.*) Sehen Sie, da liegt es, vor der Büste des Apoll auf meinem Schreibtische. Es ist seit drei Jahren sein Platz.

Was schrieb er Ihnen aber dabei?

---

*) Goethe in Berlin. Erinnerungsblätter zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages. S. 3.

Nichts, mein Herr, und wozu auch? War nicht die Sendung schon liebevolle Antwort? Schrieb nichts dabei? Mein Herr, erlauben Sie mir zu sagen, daß Goethe sich Ihnen gegenüber als ein Grobian und Esel benommen hat.

Mein Herr, rief Moritz zornig. Ich verbiete es Ihnen, hier in meinem Gemach auf so unziemliche Weise von meinem Liebling zu reden!

Mein Herr, lachte der Andere, mir dürfen Sie das nicht verbieten. Ich darf wohl behaupten, daß dieser Mensch zuweilen ein Grobian und ein Esel ist, ich darf das reumüthig vor Ihnen bekennen, mein lieber Moritz, denn ich selber bin dieser Johann Wolfgang Goethe!

Sie? Sie sind Goethe? schrie Moritz, indem er Goethe mit seinen beiden Händen packte, ihn zum Fenster hinzog, und ihn mit glühenden, freudestrahlenden Blicken betrachtete. Ja, ja, rief er dann aufjauchzend, Du bist entweder Apoll oder Goethe! Und da die Götter nicht so dumm und närrisch sein werden, noch einmal auf unsere erbärmliche Welt zurückzukehren, so bist Du Goethe! Kein anderer Mensch kann sich unterstehen, ein solches Götterangesicht zur Schau zu tragen, als Du, Du Liebling der Götter!

Er ließ den lächelnden Dichter frei und sprang nach dem Schreibtisch. Hör' es, Apoll, schrie er in wüthiger Freude, der Goethe ist da, Dein liebster Sohn ist da! Hurrah, es lebe Goethe! Flattere auf, Molla, flattere durch die Luft! Er ist da! Er ist da!

Er nahm das rosa Büchlein und warf es jubelnd empor an die Decke, dann sprang er in wilden, bacchantischen Sätzen im Zimmer umher, warf sich endlich auf den Teppich hin, und rollte sich auf demselben hin und wieder wie ein fröhliches, übermüthiges Kind auf dem Schooße seiner Amme.

Goethe lachte laut auf. Aber was machen Sie denn da, mein lieber Herr Moritz? rief er. Was bedeutet denn dies?

Moritz hielt einen Moment inne in seiner tollen Umherwälzung und schaute lachend mit freudestrahlendem Antlitz zu Goethe empor.

Ich kann meine Freude über Sie nicht besser ausdrücken, rief er. Die Sprache ist zu arm, zu arm!

Nun, wenn es das ist, rief Goethe lachend, dann will ich mich zu Ihnen werfen.

Und er that's, er warf sich neben Moritz auf

den Teppich nieder, und kollerte und wälzte sich mit ihm ein weniges auf demselben umher.*)

Aber auf einmal sprang Moritz empor, stürzte, ohne ein Wort zu sagen, zu dem Kleiderschranke hin, fuhr mit rasender Geschwindigkeit in seine Stiefeln und seine Kleider, und stand nach wenigen Minuten in vollkommen ehrbarem Anzug Goethe gegenüber, der sich von dem Teppich erhoben und erstaunt der raschen Verwandlung zugeschaut hatte.

Jetzt griff Moritz nach seinem dreieckigen Hut, warf ihn auf sein wallendes Lockenhaupt und stürzte nach der Thür hin. Goethe's Hand hielt ihn fest.

Mein Herr, Sie wollen doch nicht so auf die Straße gehen? Sie vergessen, daß Ihr Haar

*) Diese Scene, welche auch Teichmann in seinen Erinnerungsblättern: Goethe in Berlin, mittheilt, ist mir selber, genau so, wie ich sie oben geschildert, und wie auch Teichmann sie darstellt, von Ludwig Tieck mehr als einmal erzählt worden. Teichmann nennt als denjenigen, mit welchem Goethe diese Scene erlebt, den Gelegenheitsdichter Burmann. Ich entsinne mich aber ganz genau, daß Ludwig Tieck mir erzählte, es sei Philipp Moritz, „der Sonderling und Gelehrte," gewesen, mit dem Goethe auf so originelle Art seine Bekanntschaft eröffnete. Die Verfasserin.

noch in freien Locken, als hätte ein göttlicher Wahnsinn es gelöst, Ihr Haupt umwallt.

Mein Herr, die Menschen sind es schon gewöhnt, mich in abenteuerlichen Costümen zu sehen, und die meisten von ihnen halten mich auch für wahnsinnig. Sie wissen es ja, die Irrsinnigen halten immer sich selber für vernünftig und die Vernünftigen für verrückt. Sie werden mir zugestehen, daß es irrsinnig ist, sich sein Haar mit Mehl zu bestreuen und diese herrliche Zierde des Menschen in einen lächerlichen Zopf zusammenzubinden. Und diese Irrsinnigen, welche dies thun, werden mich für verrückt halten, weil ich mein schönes Haar, wie es Gott geschaffen, unverhüllt und unverkleistert trage. Lassen Sie mich gehen!

Aber um's Himmels willen, wohin wollen Sie? fragte Goethe, den Widerstrebenden zurückhaltend.

Ich will es durch alle Straßen von Berlin schmettern und posaunen, daß der Dichter des Werther, des Clavigo, des Götz von Berlichingen, der Stella, der himmlischesten Gedichte, daß der Wolfgang Goethe hier bei mir in meinem elenden Gemach ist. Ich will sie herbeirufen, alle die Dichterlinge und Gelehrten von Berlin, ich

will sie herschleppen, die Rammler und Nicolai, Engel und Spalding, Gedicke und Plümicke, die Karschin und den Burmann, und wie sie Alle heißen. Sie sollen Alle kommen, Alle den Wolfgang Goethe zu sehen, und Dich anzubeten, die kleinen Dichterlinge, Dich, den wirklichen Dichter, den Liebling Apollo's.

Mein lieber Moritz, rief Goethe lachend, wenn Sie mir das anthun, wenn Sie mich verlassen, um diese Leute hieher zu holen, so machen Sie sich vergebliche Mühe, denn wenn Sie wiederkommen, werden Sie mich nicht mehr finden, ich laufe davon.

Unmöglich, sagte Moritz ernsthaft. Sie werden bis zu meiner Wiederkehr mein Gefangener sein. Ich werde Sie einschließen, und aus dem Fenster können Sie nicht entkommen, da ich glücklicher Weise zwei Treppen hoch wohne.

Aber ich werde gehen, bevor Sie den Versuch gemacht haben, mich einzuschließen, sagte Goethe, beinahe unwillig. Ich bin gekommen, um Sie zu sehen; wenn Sie mir aber davonlaufen wollen, nun gut, so gehe ich auch, und ich rathe Ihnen nicht, mich daran hindern zu wollen.

Er hatte, indem er so sprach, seine Stimme

erhoben, und sie schallte laut und mächtig durch das Gemach; seine Wangen hatten sich höher geröthet; seine großen braunen Augen blitzten und über die hohe, gebieterische Stirn zuckte es wie der Schatten einer Wolke vorüber.

Jupiter tonans, rief Moritz, ihn anschauend, ja, Du bist Jupiter tonans in eigener Person, und meine Seele neigt sich vor Dir und fügt sich Deinem Befehl. Ich bleibe, um Dich anzubeten, Dich anzustaunen.

Und wo möglich ein Wort vernünftig mit mir zu reden, sagte Goethe mit schmeichlerischer Stimme. Fort mit der Empfindsamkeit und den Weihrauchdüften. Wir sind ja keine Sybariten, die sich mit Confect und Zuckerbrot nähren, sondern wir sind Männer, welche ein großes Ziel vor Augen haben und wissen, daß dasselbe nur auf dornigem Pfade zu erreichen ist. Aber nach dem Ziele müssen doch unverrückbar die Augen gewandt bleiben, und nichts darf uns von demselben entfernen.

Und welches ist denn dieses Ziel, dem wir nachstreben sollen? fragte Moritz, dessen Wesen sich plötzlich verändert hatte, und dessen Miene jetzt tiefe Niedergeschlagenheit und Traurigkeit zeigte.

Goethe lächelte. Wie Sie nur so fragen können, als wüßten Sie es nicht selber, sagte er lebhaft. Selbsterkenntniß ist das erste unserer Ziele! Die Weisen des Alterthums wußten, was sie thaten, wenn sie über die Tempelhallen das: „Erkenne Dich selbst" schrieben, daß es alle Nahenden mahne, einzutreten in sich selber, bevor sie einträten in die Hallen der Götter. Ist doch das menschliche Herz auch ein Tempel, nur daß leider darin oft die Dämonen mit den Göttern kämpfen. Diese auszutreiben und den Göttern die Stätte zu bereiten, das ist die Aufgabe, und wenn dann nach der Reinigung und Läuterung des eigenen Wesens Raum gegeben ist zu guten Thaten und zu großem Vollbringen, dann sollen wir uns nicht genügen lassen an dem, was wir überwunden haben, sondern wir sollen uns erheben in Freudigkeit, und Altäre bauen an den Stätten, die wir befreit von den Schlupfwinkeln der Dämonen. Wir müssen dazu die Augen offen halten, und die Wahrheit und Wirklichkeit schauen, ihr nicht schwarze Schleier überhängen, oder sie uns aufputzen mit bunten Lappen. Klar müssen unsere Begriffe sein von den Folgen der Dinge, damit wir nicht sind wie die thörichten Menschen, die den ganzen Tag

über Kopfweh klagen, gegen Kopfweh gebrauchen, und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen.

Wußte er, welche Zerrissenheit, welcher Zwiespalt in dem Herzen des jungen Mannes war, zu dem er sprach? Hatten seine großen, flammenden Augen die Geheimnisse gelesen, die in dieser verdüsterten Seele ruhten?

Er schaute ihn, während er sprach, so mitleidsvoll, so freundlich an, und dieser Blick voll Güte und Erbarmen war wie der Sonnenstrahl, welcher die Eiskruste schmolz, die sich um das Herz Moritzens gelegt hatte.

Sein Angesicht zuckte, ein convulsivisches Zittern durchfuhr seine ganze Gestalt, eine glühende Röthe schoß über seine Wangen hin, es arbeitete und kämpfte in seinen Zügen, und plötzlich brachen die Thränen in hellen Bächen aus seinen Augen hervor.

Ich bin elend, grenzenlos elend, seufzte er mit zitternder, von Thränen erstickter Stimme, indem er wie zerbrochen auf einen Stuhl niedersank und laut aufschluchzend die Hände vor sein Antlitz schlug.

Goethe trat zu ihm und legte sanft ihm die Hand auf die Schulter. Was ist es, das Sie

elend macht? fragte er mit freundlicher, weicher Stimme. Können Menschen Ihnen helfen?

Ja, schluchzte er, sie können es, aber sie wollen es nicht, und so gehe ich zu Grunde, stehe an dem Rande eines Abgrundes, aus welchem der Wahnsinn mich anstarrt mit seinem zähnefletschenden Grinsen, weiß es, und kann nicht zurück. Trage schon jetzt die Larve dieses Wahnsinns, um dahinter mein gramgefurchtes Angesicht zu bergen. Dein Götterauge hat sich nicht täuschen lassen, Du hast die Fratze nicht für mein eigentliches Gesicht genommen, Du schautest hinter die bunten Fetzen und sahst das Elend, welches sich da verbergen wollte.

Ich sah es, und ich beklage Sie, wie ein Freund den Freund beklagt, dem er gern helfen möchte, wüßte er nur, wie er es anzufangen hat.

Mir kann Niemand helfen, seufzte Moritz, traurig sein Haupt schüttelnd. Ich bin verloren, rettungslos verloren.

Es ist Niemand verloren, der den Willen hat, sich selber retten zu wollen, sagte Goethe fast unwillig. Wer auf dem tosenden Meere schwimmt, sturmzerschellt, muß immer noch hoffen, daß ein Brett zu ihm heranschwimmt, welches er erfassen, und an dem er sich halten kann. Darum

darf er die Augen nicht schließen und die Arme nicht müßig hängen lassen, er muß wachen und nach Rettung spähen. Thut er das nicht, läßt er sich von den tosenden Wellen verschlingen, so ist er ein Selbstmörder, der, wie Herostratus, den heiligen Tempel zerstört und aus seiner ewigen Schande sich den ewigen Ruhm machen wollte.

Das sagen Sie, rief Moritz, Sie, der Dichter des Werther, des unsterblichen Werkes, das die Thränen der ganzen Welt getrunken und das heilige Testament für alle Unglücklichen geworden ist.

Für alle Verliebten wollen Sie sagen, erwiderte Goethe, und auch für alle unklaren Geister, die sich für mächtig poetisch halten, wenn sie winseln und heulen; die über Unglück schreien, wenn das Schicksal ihnen nicht das Spielzeug überlassen will, welches ihre Eitelkeit, ihr Ehrgeiz oder ihre Verliebtheit sich erwählt hat. Bürdet mir nicht auf, was ich nicht verschuldet habe; sagt nicht, daß der Wein ein Gift ist, weil er auf die Kranken schädlich wirkt. Für die Gesunden ist er bestimmt, sie regt er an, und begeistert sie zu neuem, kräftigem Thun! Nun wollet Euch nicht für krank halten, sondern wollet gesund sein.

Ich bin krank, seufzte Moritz, glauben Sie es mir, ich bin krank. Oh, schauen Sie mich an mit diesen Augen, welche wie Sterne in meine umnachtete Seele hinein glänzen. Mir ist wie dem Wanderer, welcher lange durch die Wüste dahin geschritten, dem der glühende Sand die Füße verbrannt, die Sonne das Haar verdorrt hat, der ermattet vor Hunger und Durst dem Tode sich nahe fühlt, und dem nun plötzlich eine grüne Oase sich aufthut, an welcher ein Mensch steht, dem Einsamen, Verlorenen die Arme entgegenstreckt, und zu ihm mit sanfter Engelstimme spricht: Komm, rette Dich in meine Arme, fühle, daß Du nicht allein bist in der Wüste, denn ich bin da, ich will Dir beistehen!

Und ich sage das zu Ihnen aus Herzensgrund, sagte Goethe mit herzlichem, zutraulichem Ton. Ja, hier ist ein Mensch, der freudig bereit ist, Ihnen beizustehen, der ein Empfinden hat für jeden Schmerz, weil er in eigener Brust alle Schmerzen empfunden hat, und der von sich sogar sagen kann wie Ovid: „Nichts Menschliches ist mir fremd." Kann ich Ihnen helfen, so sagen Sie es, und es soll gern geschehen.

Nein, Sie können es nicht, murmelte Moritz leise.

Theilen Sie mir Ihren Kummer wenig-

stens mit; auch das ist ja Erleichterung, einem verstehenden Menschen seine Leiden zu klagen, und zu wissen, daß er mit uns empfindet.

Oh, wie gut Sie sind und wie großmüthig, sagte Moritz, die Hand des schnell gewonnenen Freundes an seine Brust drückend. Wie wohl thut es mir, Sie zu hören, in Ihr schönes Angesicht zu schauen. Ich glaubte mich gestählt gegen alles Menschliche, glaubte, daß der Narr, der ich sein wollte, in mir den höheren Menschen schon getödtet hätte; ich war beinahe stolz darauf, daß es mir gelungen, die Menschen zu täuschen, daß sie meine fratzenhafte Larve für mein wirkliches Angesicht hielten, daß sie mit Fingern auf mich deuteten und lachend Einer dem Andern sagte: Das ist ein Narr, ein Sonderling, der auf ganz ernsthafte Weise lustige Streiche macht und den die Natur selber zum Hofnarren der menschlichen Gesellschaft bestimmt hat!" Den Nothschrei meiner Seele, den hat ja Keiner verstanden, und in welchen Qualen und mit welchem Jammer ich die Nächte verseufzt habe, das ahnten sie nicht, diese Menschen, welche am Tage über den komischen Kauz lachten.

Sie thun sich nicht nur selber, Sie thun auch den Menschen Unrecht, sagte Goethe sanft. Sie

tragen in der Welt und in der Literatur einen geachteten Namen; jeder Mann von Bildung kennt Ihre vortreffliche Prosodie der deutschen Sprache, hat Ihre geistvolle Reise nach England gelesen. Aber Sie können von den Menschen nicht verlangen, daß sie im hastigen Vorüberschreiten gleich den Kern von der Schale unterscheiden sollen, und wenn Sie vor ihnen sich mit einer hohen fratzenhaft bemalten Mauer umgeben, so dürfen Sie nicht verlangen, daß die Menschen hinter dieser Mauer, welche zum Puppenspiel den Eingang zu bilden scheint, einen heiligen Tempel, einen blühenden Garten, oder auch einen Kirchhof mit traurigen Gräbern vermuthen.

Ein Kirchhof mit Gräbern, ja, das bin ich, sagte Moritz traurig. So schaut es aus in der Tiefe meines Herzens! Nichts als begrabene Hoffnungen, hingemordete Ideale, zertretene Wünsche! Ich habe gerungen und gestrebt von Kindheit auf, mein ganzes Leben war ein Kampf mit den Verhältnissen, ein Einsetzen meines ganzen Menschen gegen die Ungunst des Schicksals. Eines armen Handwerkers Sohn, hatte die Natur doch in meine Seele den Durst nach Erkenntniß, nach Wissenschaft und Kunst gelegt.

Dafür galt ich in meiner Familie für einen Taugenichts, einen dummen Müßiggänger, der sich füttern lassen wolle, statt sein Brot zu verdienen. Denn was war für meinen Vater die Beschäftigung mit den Büchern, als Müßiggang und Faulheit! Mit Schlägen, mit Mißhandlungen wurde ich zur Arbeit getrieben, und damit ich gleich meinem Vater ein guter Schuster werde, band er mich fest an dem Schemel, der neben dem seinen stand. Da mußte ich die langen fürchterlichen Tage sitzen und durch das stinkende Leder den Pechdraht ziehen, und wenn meine Arme erlahmten und meine Hände ermattet niedersanken, dann ward ich mit Schlägen zur Arbeit wieder gekräftigt. Endlich mit dem Muthe, den die Verzweiflung giebt, entzog ich mich dieser Marter und entfloh. Unkundig der Welt, der Verhältnisse, hoffte ich auf das Erbarmen der Menschen, hoffte vergebens! Niemand wollte mir beistehen, Niemand mir helfen! Tage, Wochen lang hatte ich mich in dem nahe bei unserem Städtchen belegenen Wald umhergetrieben, hatte gelebt wie die Thiere des Waldes von Wurzeln und Kräutern, und war doch zufrieden und glücklich, denn das Einzige, was ich auf meiner Flucht mit mir genommen, das

waren die beiden Bücher, die ich als Preise bekommen hatte in den glücklichen Tagen, da mein Vater mich auf mein inständiges Flehen hatte in die lateinische Schule gehen lassen. Aber der Ausspruch der Lehrer, daß ich zu einem Gelehrten geschaffen sei, hatte meinen Vater damals so entsetzt, daß er mich aus der Schule nahm, um aus dem angehenden Gelehrten, der zu nichts taugen würde, einen Schuster zu machen, der sich sein Brot verdienen könne. Aber meine lieben beiden Bücher waren mir geblieben, und ich las in meiner Waldeinsamkeit den Ovid und den Virgil so lange, bis ich sie auswendig wußte und sie mit lauter, pathetischer Stimme, mir selber zum Ergötzen, declamiren konnte. Ach, noch heute denke ich an diese Wochen in der Waldesstille wie an die glücklichsten, reinsten und schönsten meines Lebens zurück.

Und sicher waren sie das auch, sagte Goethe sanft. Denn die Rückkehr zur Natur ist die Rückkehr zu sich selber, und wer ein tüchtiger und kräftiger Mensch sein und bleiben will, der muß vor allen Dingen in und mit der Natur leben.

Ach, aber dieses Leben sollte mir nicht lange mehr vergönnt bleiben, seufzte Moritz. Mein Vater hatte meinen Aufenthaltsort entdeckt, er

kam, mit Gerichtsbeamten und Häschern, mich einzufangen, und wie ein Verbrecher, ein wildes Thier ward ich mit gebundenen Händen bei hellem Tage unter dem Hohngelächter der Gassenbuben in die Stadt und in das Haus meines Vaters zurückgeführt. — Lassen Sie mich schweigen über die Erniederung, die Marter, die nun folgte, wie ich mir selber zur Last ward, wie ich den Tod herbeisehnte, und doch so tief gesunken war, daß ich nicht mehr den Muth hatte, ihn herbeizurufen. Endlich aber gaben die Mißhandlungen meines Vaters mir den Muth wieder. Ich entfloh zum zweiten Male, aber diesmal nicht in den Wald, sondern ich wanderte in die nächste große Stadt, entschlossen, lieber zu sterben als zu meinem Vater zurückzukehren, entschlossen, mir mein Brot zu verdienen, durch welche Mittel es sei, und das zu werden, was meine Lehrer mir einst prophezeit hatten: ein Gelehrter! Wie ich gelebt, was ich gelitten und entbehrt, erlassen Sie es mir, Ihnen das zu schildern. Ich habe die niedrigsten Dienste gethan, ich habe Monate lang gearbeitet wie ein Thier, habe obdachlos gelebt, auf einsamen Höfen, in verfallenen Häusern geschlafen, von einem Stück Brot, einem Trunk Wasser gelebt, und mit der Gier eines

Geizigen das Geld zusammengescharrt, was ich für meine Arbeit als Bote, als Tagelöhner erhielt. Endlich nach einem Jahre solchen Lebens hatte ich so viel zusammen, um mir vom Trödler einen alten Anzug zu kaufen, und dann zu dem Director des Gymnasiums zu gehen, mit der flehenden Bitte, mich unter die Schüler seines Gymnasiums aufzunehmen. Unter strömenden Thränen eröffnete ich ihm mein ganzes Herz, ließ ihn die ganze Marter meiner traurigen Kindheit sehen, beschwor ihn, sich meiner zu erbarmen und mir die Gelegenheit zu gönnen, mich zu unterrichten, in den Wissenschaften mich heranzubilden. Er aber fuhr mich mit harten, höhnenden Worten an und drohte, mich als einen Entlaufenen, einen Vagabunden und Bettler der Polizei zu übergeben. „Ich bin kein Bettler, rief ich heftig, ich will von Niemandem etwas geschenkt haben, ich habe hier Geld, um für zwei Jahre im Voraus zu bezahlen, und ich werde in dieser Zeit so viel verdienen, um dann wieder auf weitere zwei Jahre zu bezahlen." Das sänftigte den Zorn des gestrengen Directors, er ward freundlich und milde, er versprach mir seinen Beistand.

Armer Knabe, seufzte Goethe. So früh schon

mußte er lernen, daß es eine Macht giebt, der nicht blos Könige und Fürsten, der auch der Geist sich beugen muß, der alle Wissenschaften, alle Künste als ihren Mäcenas unterthan sind! Diese Macht also schloß Ihnen die Pforten des Gymnasiums auf?

Sie that es. Der Gymnasialdirector erbarmte sich meiner, er erklärte sich bereit, mich Theil nehmen zu lassen an dem Unterricht an dem Gymnasium. Er that mehr, er sicherte meine Zukunft. Oh, er war ein sehr menschenfreundlicher Mann! Als er erfuhr, daß ich außer diesem Gelde, an dem der Blutschweiß eines Jahres klebte, nichts besaß, da —

Da gab er Ihnen das Geld zurück, fiel ihm Goethe freundlich in die Rede.

Nein, da bot er mir an, ich solle in seinem Hause Wohnung, Kost und Kleidung haben während der ganzen Dauer meines Aufenthalts auf dem Gymnasium.

Ach, das thut wohl! rief Goethe. Lassen Sie mich den Namen dieses Ehrenmannes wissen, damit, wenn ich ihm einst begegne, ich ihm meine Hand reichen kann.

Ein trübes Lächeln glitt über die Züge Phi-

lipp's hin. Erlauben Sie mir, Ihnen vorläufig noch den Namen zu verschweigen, sagte er.

Ich nahm den großmüthigen Vorschlag, den mir der würdige Mann that, dankbar an, und fragte nur bewegt und gerührt, ob ich keine Gegendienste für so viele Güte und Großmuth leisten könne? Oh ja, es gab Gegendienste, und der Herr Director hatte die Güte, mich mit denselben bekannt zu machen. Der Herr Director war ja unverheirathet, und mochte sich nicht umgeben mit weiblichem Dienstpersonal. Ich sollte um ihn sein als sein Gesellschafter, sein Gefährte, ich sollte thun, was, wie er sagte, „jeder dankbare Sohn für seinen Vater thun würde." Ich sollte ihm bei seinem Anzug behülflich sein, seine Zimmer in Ordnung halten, ihm das Frühstück bereiten!

Das heißt, Sie sollten sein Bedienter werden? rief Goethe erglühend.

Nur Morgens, sagte Moritz lächelnd. Die Abende, die Nächte sollte ich die Ehre haben, sein Famulus zu sein. Da sollte ich die Arbeiten und Exercitien der Schüler durcharbeiten und corrigiren; auch sollte mir bei fortschreitender Bildung und Gelehrsamkeit obliegen, täglich zwei Hülfsstunden in den verschiedenen Klassen zu

geben, und zuletzt sollte ich in den freien Abendstunden dem Director vorlesen oder mit ihm Karten spielen. Außerdem mußte ich mich verpflichten, niemals ohne seine Einwilligung sein Haus zu verlassen, niemals mit irgend einem andern Menschen außerhalb der Unterrichtsstunden zu sprechen und zu verkehren. Alle diese Bedingungen wurden schriftlich aufgesetzt und wie ein Handelscontract von beiden Theilen unterzeichnet.

Ein Handel, bei welchem eine Menschenseele verkauft ward, rief Goethe mit donnernder Stimme. Jetzt sagen Sie mir den Namen dieses schändlichen Seelenkäufers, damit ich ihn an den Pranger der öffentlichen Meinung stelle!

Er ist vor einem Jahre gestorben, sagte Moritz sanft. Gott hat ihn vor seinen Richterstuhl gefordert. Als er das Nahen des Todes fühlte, als die Aerzte ihm sagten, daß das Krebsgeschwür, an welchem er litt, unheilbar sei, da ließ er mich zu sich rufen, da flehte er mit Thränen, zerknirscht von Reue, um meine Vergebung. Ich habe ihm vergeben, und darum will ich auch weiter nichts sagen von dem Leben, das ich in seinem Hause geführt. Ich war sieben Jahre lang nichts Anderes als ein Sclave, der

im Schweiße seines Angesichts Frohndienste that. Aber ich hatte mich als Sclave verkauft um der Wissenschaften willen, und aus ihnen erwuchs dem einsamen gedemüthigten Sclaven Trost und Erhebung. Ich war Bedienter, Gesellschafter, Lustigmacher, Sclave meines Tyrannen; aber ich war auch der Jünger, der Priester der Wissenschaften. In den einsamen Stunden der Nacht, wenn ich allein war in meiner Kammer, da fielen die Ketten von mir ab, da kamen sie zu mir die großen Unsterblichen, und ich sprach mit Virgil und Horaz, der stolze Cäsar war da, und Homer neigte sein göttliches Angesicht zu mir, dem armen Belasteten. Die Wonnestunden dieser einsamen Nächte sind unvergeßlich, unaussprechlich; sie gaben mir die Kraft, des Tages Mühen zu ertragen, und ich ertrug sie! Nach sieben Jahren war ich reif für die Universität, und der Kaufcontract zwischen mir und meinem Herrn war erloschen. Als ein freier Mensch wanderte ich nach Frankfurt auf die Universität. Aber es war schon dafür gesorgt, daß meiner Freiheit Ketten angelegt würden. Die Armuth fesselte meine Hände und Füße. Sieben Jahre war ich der Sclave des Directors gewesen, jetzt ward ich der Sclave der Armuth! Mußte

Frohndienste thun, um zu leben! Lassen Sie mich davon schweigen! Es ist genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein Jahr lang kein festes Obdach, keine warme Nahrung gehabt. Dies Alles liegt hinter mir, ich habe es überwunden, und nach Jahren der Kämpfe, des Ringens, wortloser Pein, beseligenden Studiums ward mir der Lohn, den ich erstrebt. Die schwere Lehrzeit war beendigt, und ich ward freigesprochen. Ich machte meine Examina, promovirte als Doctor der Philosophie und Magister der freien Künste, und erhielt nach manchen Zwischenfällen hier am Gymnasium des grauen Klosters diese Stelle als Conrector, die mich ernährt.

Gott sei Dank! Ich athme auf, sagte Goethe mit einem sonnigen Lächeln, das in den Momenten freudiger Erregung sein Angesicht verklärte. Mir ist wie einem Schiffbrüchigen, der endlich in den rettenden Hafen eingelaufen ist, und ich freue mich Ihrer Rettung, als wäre es die meine. Sie sind nun geborgen, Sie sind im Hafen, und aus der friedlichen Stille Ihres Studirzimmers werden Sie sich selbst immer nur Freuden und neue Lorbeeren erblühen lassen. Warum denn also noch verzagt und unglücklich, mein Herr Conrector, mein Herr Poet! Die Ver=

gangenheit liegt mit ihren Schmerzen und Demüthigungen hinter Ihnen, befriedigt ist Ihre Gegenwart, und voll Hoffnung können Sie in die Zukunft schauen.

Jammervoll ist meine Gegenwart, schrie Philipp Moritz zornig, und voll Verzweiflung blicke ich in die Zukunft. Und Sie sehen das nicht, Mann mit dem Götterauge, Sie empfinden das nicht, Dichter mit der sympathischen Seele. Sie haben also gedacht, dieser Philipp Moritz habe nur einen Kopf für die Wissenschaft, nicht auch ein Herz für die Liebe? Ich sage Ihnen, er hat ein Herz, ein glühend Menschenherz, und es ist zerrissen vom Schmerz, und alle Qualen der Eifersucht, des versagten Glücks wühlen in ihm. Ich bin nicht dazu gemacht, glücklich zu sein, und dennoch sehnt mein ganzes Wesen sich nach dem Glück, dennoch würde ich freudig mein Leben hingeben für einen Tag des Glücks an der Seite meiner ewig, meiner unaussprechlich Geliebten!

Freveln Sie nicht, sagte Goethe zürnend. Wer wie Sie gelitten, gerungen und gestrebt hat, der darf nicht sagen, daß er für irgend ein Weib, und wäre es das herrlichste und schönste, das Leben hingäbe, welches ihm bestimmt ist

zu höheren Aufgaben, als nur glücklich zu sein durch die Liebe. Oder meinen Sie etwa, daß Gott dem Manne einen Funken seines Lichts in die Seele, ein Atom seiner Urewigkeit in die innerste Wesenheit gelegt und ihn angehaucht habe mit seinem welterschaffenden Athem, nur um ihn zu beseligen und ihn das Glück finden zu lassen in den Armen eines Weibes? Nein, mein Freund, Gott hat dem Manne gegeben von seiner Kraft und seinem Athem, damit er ihm ein würdiger Repräsentant sei auf Erden, und es beweise durch sein Leben, daß der Mensch die Blüthe ist und die Frucht zugleich der Gottesschöpfung. Die Liebe ist für den Mann der Blüthenduft seines Daseins. Er mag sich an ihm eine Weile berauschen, er mag sich begeistern zu poetischen Schöpfungen, zu großen Thaten selbst, aber er darf sie nicht zur Herrin, zur Tyrannin seines Wesens werden lassen, und wenn sie ihm Ketten anlegen will, so muß er sie zerreißen, und zerrisse er damit sein eigen Herz. Denn der Mann hat noch etwas Höheres als sein Herz, er hat die Seele und den Geist.

Ach, rief Moritz schmerzlich, man sieht es wohl, Sie haben niemals unglücklich geliebt, niemals die Verzweiflung kennen gelernt, das

theure, angebetete Weib, das Sie lieben, und das vielleicht Sie wieder liebt, sich entzogen und für einen Andern bestimmt zu sehen.

Es flog wie eine Wolke über das Angesicht Goethe's hin, und der flammende Glanz seines Auges trübte sich. Hören Sie, sagte er leise und hastig, indem er seine Hand auf Moritz' Schulter legte. In dieser Stunde, da zwei Seelen sich einander offenbaren, will ich Ihnen etwas gestehen, was von mir noch keines Menschen Ohr vernommen hat. Auch ich liebe ein Weib, das nicht mein sein kann und will, denn sie gehört einem Andern. Ich liebe dieses holde Weib, wie ich niemals ein sterbliches Wesen geliebt. Seit Jahren gehört ihr mein Dasein, ist sie der innerste Mittelpunkt meines Lebens. Mir scheint, die Erde hätte keine Sonne, der Himmel keinen Gott mehr, wenn sie, die einzig Eine, mir aus diesem Leben entschwände. Selbst die Schmerzen, die ich um ihretwillen erdulde, die Pein, die sie durch ihre Sprödigkeit und durch ihre Kälte, dann wieder durch ihr warmes Nahen mir auferlegt, selbst diese Pein segne ich, denn sie kommt nur von ihr und von der höchsten Seligkeit des Empfindens. Diese Liebe ist so, als wären alle die Empfindungen, die früher

mein Herz durchströmt, und die ich auch Liebe genannt, nur die kleinen Quellen gewesen, die herniederstürzten von den Bergabhängen meiner Jugend und nun zusammenflossen all' in einen Strom, in sich einend Alles, was gewesen, um nun in ewiger Beweglichkeit und Erneuerung die Nahrung und die Lebensstraße meiner ganzen Zukunft zu sein. Die Schiffe, die mein Glück, meine Freude, meinen Ruhm und meine Poesien tragen, sie schwimmen alle auf diesem Strom. Die Häuser, die Paläste, die meine Phantasie baut, erheben sich an seinem Strand. Jeder kleine Wind, der diesen Strom trifft, beängstigt mich und macht mich schaudern. Jede kleine Wolke, die auf der Stirn meiner Vielgeliebten dämmert, legt sich wie ein drohendes Ungewitter auf meine Stirn. Ich lebe von ihrem Lächeln, ein gütig Wort von ihren Lippen genügt, um mich auf Tage zu beseligen; und wenn sie sich kalt und gleichgültig von mir wendet, treibt es mich umher, als würde ich wie Orest von Furien verfolgt.

Sie lieben, rief Moritz. Ich nehme mein Wort zurück. Sie, der auserwählte Götterjüngling, Sie haben Alles empfunden, Alles,

was ein Menschenherz bewegt, selbst eine unglückliche Liebe!

Nein, sagte Goethe unwillig und zürnend fast, ich nenne diese Liebe keine unglückliche, denn in dem Empfinden selbst liegt das Glück, und Unglück ist nur, wenn man sich selbst verliert. Dahin aber darf mich und soll mich die Liebe niemals führen. Ich kann von ihr allein des Lebens süßeste Wonne empfangen, aber niemals soll sie mir die Vernichtung meiner Selber bringen können. Der Schmerz um sie kann wie der verheerende Sturmwind alle Blüthen meines Herzens brechen, aber mich selber brechen soll er nicht. Der Mann, der Dichter muß höher stehen als der Liebende, und wo dieser verzweifeln will, muß jener sich erheben, muß mit dem Trotze des Prometheus die Faust emporbrohen zu den ewigen Göttern, auf daß sie nicht klein von mir denken, nicht wähnen, ich sei ein Wurm im Staube, sondern anerkennen müssen, daß der Mensch den Göttern gleich ist, erhaben über alle Schmerzen, nicht verzweifelnd und das Leben hassend, wenn auch nicht alle Blüthenträume reiften, sondern mit aufwärts gerichtetem Blick einherschreitend auch durch die Wüsten des Lebens, und sich selber zum Troste sagend, daß

nur große Herzen großes Leid empfinden und es groß besiegen können. Ueberwundener Schmerz bringt uns den Unsterblichen näher und trägt uns allgemach aus dem irdischen Jammerthal empor zu den lichteren Höhen, wo wir Gott näher, die Erde mit ihrem kleinlichen Gewirr als elend Spielzeug zu unseren Füßen sehen!

Himmlisch, das sagen zu können, göttlich, es zu empfinden, rief Moritz mit hervorbrechenden Thränen, und der Schmerz des Lebens fesselt mich im Staube, läßt mich nicht hinaufschreiten zu der Höhe, auf welcher ein Held wie Goethe siegreich emporwallt. Groß ist es, sich selbst überwinden und dem Glück entsagen, das sich uns entziehen will. Aber seht, wie schwach ich bin, ich vermag es nicht; ich kann dem Mädchen, das ich liebe, nicht entsagen, es scheint mir, ich müßte Himmel und Erde in Bewegung setzen, um sie mir dennoch zu erobern, und müßte sterben, wenn es mir nicht gelingt, sterben, wie Werther gestorben ist!

Ein Blitz des Zorns leuchtete in Goethe's Augen auf, und eine dunkle Gluth flog über seine Wangen. Kommt mir nicht Alle wieder mit derselben Litanei, wollet nicht mich verantwortlich machen für Eure Schwäche, und

dem armen Werther in die Schuhe schieben, was in Eurem eigenen Kopfe spukt. Ich, der ich den Werther geschrieben, ich bin doch frei geblieben von dieser abscheulichen Krankheit der Empfindsamkeit. Warum könnt denn Ihr Anderen es nicht, die Ihr doch nur leset, was ich empfunden. Vergebung, fuhr er dann mit einem milden Lächeln und mit gesänftigter Stimme fort, Vergebung für meine Heftigkeit! Aber nie hat einem Dichter ein Werk, das er geschaffen, neben Anerkennung und Ruhm so viel Vorwürfe bereitet, als dieses Opus mir. Die Leiden des jungen Werther haben sich wahrlich in die Leiden des jungen Goethe verwandelt, und ich fürchte selbst, der alte Goethe wird noch davon heimgesucht werden. Ich habe zu Ihnen gesprochen als Freund zum Freunde, beherzigen Sie meine Worte, erheben Sie sich aus dem Staube, schütteln Sie die selbstgestreute Asche wieder von Ihrem Haupte. Treten Sie als tapferer Kämpfer wieder ein in die Armee des Lebens, bieten Sie Alles auf, List, Gewalt, Besonnenheit und Verwegenheit, um Ihre Liebe zu erobern. Gelingt es Ihnen aber nicht, dann gilt es den höchsten Kampf des Geistesmenschen mit der Creatur, dann erinnern Sie sich des Abschiedswortes, das ich

Ihnen jetzt zurufe: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet!" — Leben Sie wohl, und wenn Ihnen einst der Zuspruch eines Freundes, die Nähe einer mitfühlenden Seele nothwendig ist, so kommen Sie zu mir nach Weimar, es soll Ihnen Theilnahme und Verständniß niemals fehlen!

Ich komme, oh gewiß, ich komme, sagte Moritz tief bewegt, indem er die dargereichte Hand Goethe's herzlich in der seinen drückte.

Und noch Eins lassen Sie mich Ihnen zum Abschied sagen: Leben Sie viel in der Natur, gewöhnen Sie sich den Sperling, die Blume oder den Stein so gut Ihrer Beachtung werth zu halten, wie den Wundervogel Phönix oder die Denkmäler der Alten mit den unleserlichen Inschriften. Der Umgang mit der Natur ist Balsam für ein krankes Gemüth, und von ihren weichen Händen sanft berührt, heilt es am leichtesten. Ich habe das erfahren, und erfahre es noch täglich. Und nun noch einmal: Leben Sie wohl! Ich mein's nicht oberflächlich, sondern so, wie es die Worte sagen. Ich wollte, daß ich Ihnen auf andere Weise helfen könnte, als nur mit guten Worten, und es thut mir wahrhaft

weh, daß ich Ihnen auf andere Weise weder Hülfe noch Hoffnung geben kann. Um diesen Teich, den ein Engel nur selten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her. Nur Wenige können genesen, und ich bin der Mann nicht, zwischen der Zeit zu sagen: „Stehe auf und wandle!" Sie allein können das, kein Anderer kann's für Sie! Gott mit Ihnen!

Er wandte sich um, und Moritz mit der Hand abwehrend, daß er ihm nicht folgen solle, verließ er hastig das Zimmer, eilte geflügelten Schrittes die beiden Treppen hinunter und trat hinaus auf die Straße. Aufathmend blieb er noch eine Weile neben der Hausthür stehen, und schaute auf das Gewühl der Straße hin, auf die Menschen, welche geschäftig vorüberschritten, bald heiter lachend und mit den Gefährten plaudernd, bald mit ernsten Gesichtern und in geschäftiger Eile. Um ihn aber, der da an der Thür lehnte, um ihn kümmerte sich Niemand, ihn schaute Niemand an, und wenn im Vorübergehen ein Blick ihn traf, so war's ein kalter, gleichgültiger, und nicht mehr war den Vorüberwandernden der Johann Wolfgang Goethe in der Hausthür hier, als der ehrsame Bürgersmann in der Thür des Nachbarhauses.

Vielleicht ohne daß er es wußte, verdroß es Goethe doch ein wenig, daß die Menschen gar keine Beachtung für ihn hatten, daß der Wettermacher von Weimar, er, vor dem dort und sonst aller Orten die Leute grüßend sich neigten und ihn mit freudigen Blicken und frohem Lächeln grüßten, hier in Berlin gar keine Beachtung fand, und nichts weiter war, als ein gewöhnlich Menschenkind, ein Fremder unter Fremden.

Möchte nicht immer hier leben, sagte er, indem er langsam jetzt die Straße hinunter schritt, was sind in solcher großen Stadt die Menschen einander mehr als Sandkörner, die der erste beste Wind zusammen und wieder auseinander treibt! Niemand ist er selber als Individuum, sondern nur ein Einzelner in der Masse! Es ist gut, einmal hineinzuschauen in solch' Kaleidoskop, und sich des bunten Farbenspiels zu freuen, aber dann mag's gut sein, und mit frohem Herzen will ich heimfliegen zu allen Freunden, zu Dir, Du Liebste, zu Dir, Charlotte!

2.

In der Vorhalle und im Tempel.

Wilhelmine Enke hatte diesen Tag in großer Unruhe und Aufregung verbracht, und selbst die Zerstreuung, welche das neue Besitzthum ihr gewährte, war nicht im Stande gewesen, die Beklommenheit ihres Herzens zu beruhigen und ihre Angst zu beschwichtigen. In der frühen Morgenstunde war der Prinz Friedrich Wilhelm gekommen, um ihr Lebewohl zu sagen, da er noch im Laufe des heutigen Tages mit denjenigen Regimentern, deren Oberleitung ihm anvertraut worden, von Potsdam seinen Ausmarsch halten sollte. Mit den zärtlichsten Liebesversicherungen hatte er von Wilhelminen Abschied genommen, mit Thränen hatte er die beiden Kinder geküßt und an sein Herz gedrückt, und schon im Begriff,

den Wagen zu besteigen, war er noch einmal zurückgekehrt in das Haus, um die weinende Geliebte zu umarmen, sie seiner Treue zu versichern, und sich von ihr geloben zu lassen, daß auch sie ihm treu sein und niemals einen andern Mann lieben werde, als nur ihn.

Aber es war nicht der Abschied von dem Geliebten allein, der Wilhelminens Gemüth so beängstigte und sie so ruhelos umhertrieb. Wie eine dunkle Wolke stand die Erinnerung an die geheimnißvolle Erscheinung Cagliostro's in ihrer Seele, und mit jeder fortschreitenden Stunde stieg diese Wolke höher empor und verdüsterte sie mehr und mehr mit Angst und Entsetzen.

Vergebens, daß sie sich zu ihren Kindern rettete, daß sie im muntern Spiel mit ihnen sich Aufheiterung suchte, daß sie im Garten mit ihnen umher rannte und dann nochmals das ganze Haus durchwanderte. Ihre Gedanken kehrten immer wieder zu Cagliostro und zu der Feierlichkeit zurück, welche diese Nacht in ihrem Hause stattfinden sollte.

Es ängstigte sie fürchterlich, daß sie bei hereinbrechender Nacht ihre Dienerschaft fortschicken sollte, und doch nicht in dem verödeten und einsamen Hause dann sich einschließen durfte. Aber

Cagliostro hatte gesagt: „Lasse die Pforten Deines Hauses offen stehen. Ich werde Wächter an die Eingangspforten stellen, und Niemand wird eingelassen werden außer den Berufenen.“ Sie hatte nicht den Muth, seinem Befehl sich zu widersetzen, und als der Abend hereinbrach, schickte sie den Bedienten und die Köchin nach Berlin mit der Weisung in ihrer dortigen Wohnung alle Habseligkeiten und Meubles zu verpacken, am andern Morgen, in aller Frühe ein Fuhrwerk zu miethen und die Sachen hinaus zu bringen nach Charlottenburg. Auch die beiden Kinder hatte sie schon eine Stunde vor dem Abgange der andern Dienerschaft mit der Amme nach Potsdam fahren lassen, und ihr den gleichen Auftrag gegeben, morgen früh mit den Sachen, die sich in ihrer dortigen Wohnung befänden, wieder nach Charlottenburg zu kommen.

Sie war also jetzt ganz allein, und mit hochklopfendem Herzen harrte sie der Dinge, welche kommen sollten. Hastig ging sie durch die öden, schweigenden Gemächer hin; das hallende Echo ihrer eigenen Schritte beängstigte sie, mit scheuem Blicke schauete sie umher in allen Gemächern, als fürchtete sie, daß irgend Jemand sich da verborgen habe, um sie zu beobachten, zu berauben

oder gar zu tödten. Sie hatte ja so viele Feinde, so viele, welche sie verwünschten, und ach, so gar keine Freunde, so gar Niemand, der ihr wohlwollte, der sie liebte, außer dem Einen, der jetzt fern von ihr war! Die Thränen, welche die Gemahlin dieses Einen seit Jahren um ihretwillen geweint, fielen in dieser Stunde des Alleinseins und der Verlassenheit wie eine schwere Last auf ihr Herz und brannten sich in ihr Gewissen. Sie versuchte es wohl, sich vor sich selber zu entschuldigen, sich zu sagen, daß sie es ja gewesen, welche der Gemahlin habe weichen, vor ihr in den Schatten habe zurücktreten müssen, daß sie ja, bevor er vermählt gewesen, ihn geliebt, sich ihm geopfert habe in Liebe, und doch nicht berechtigt gewesen, seine Gemahlin zu werden, weil Gott sie nicht unter einem Thronhimmel habe geboren werden lassen. Aber doch tauchte immer wieder das traurige Angesicht und der thränende Blick der Prinzessin aus der Tiefe ihres Gewissens empor, und klagte sie an, und nannte sie eine Ehebrecherin, eine Schuldbeladene vor Gott und Menschen!

Ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn noch, rief sie geängstigt, das ist meine Entschuldigung und meine Rechtfertigung. Sie, welche dahin schrei=

tet in Licht und unter der Achtung und Theilnahme der Menschen, sie, welche die Huldigungen empfängt, sie, welche dereinst Königin sein wird, sie ist nicht zu beklagen! Ich nur bin es, ich allein! Ich stehe abseits im Schatten, verhöhnt und verachtet von den Menschen, mir weicht man aus, mich vermeidet man. Diejenigen, welche mich grüßen, thun es mit einem spöttischen Lächeln, und wenn ich vorübergegangen bin, sagen sie Einer zum Andern mit verächtlichem Achselzucken: Das war die Enke! die Maitresse des Prinzen von Preußen! — Aber das soll anders werden, rief sie ganz laut. Ich will nicht immer dahin gehen in der Erniedrigung und der Schmach! Ich will mich rächen an meiner zertretenen und geschmäheten Vergangenheit! Ich will Rang und Namen, Ehre und Ansehen haben. Das will ich, ja das will ich!

So ging sie weiter durch die Reihe der schweigenden Zimmer. Bevor sie die Dienerschaft entlassen, hatte sie alle diese Zimmer erleuchten und überall die Kerzen an den Lüstres und den Armleuchtern anzünden lassen, auch in dem großen Saale, von dessen Decke zwei prächtige Kronleuchter von Bergkrystall niederhingen. Diese Helle, welche sie überall umgab, war ihr

eine Art Beruhigung, sie konnte nun doch wenigstens nicht überrascht werden, und wenn man sie angreifen wollte, so sah sie doch mindestens den Feind, und konnte nach Rettung spähen.

Ich war eine Thörin, daß ich Cagliostro's Wunsch erfüllte und einwilligte, ihn heute Nacht zu empfangen, murmelte sie. Ich weiß ja, daß er ein Charlatan ist! Es giebt keine Propheten und Zauberer! Und doch! Hat er mir nicht damals in Paris, ohne mich zu kennen, meine ganze Vergangenheit vorgeführt, hat er mir nicht Geheimnisse meines Lebens mitgetheilt, welche Niemand kannte außer mir und Gott. Hat er mir nicht die Zukunft prophezeit, und ist nicht schon jetzt Vieles von dem, was er mir damals gesagt, in Erfüllung gegangen? Ja, ja, Cagliostro ist ein Zauberer, ein Prophet, und hat wunderbare Gewalt über mich, er liest in meiner Seele, und kennt meine geheimsten Gedanken. Er wird mir helfen, mich zu erheben und aus meiner Schmach und Niedrigkeit hervorzugehen als eine geehrte, mächtige und reiche Frau! Ich will ihm vertrauen, will nicht mehr zweifeln und deuteln, Cagliostro ist mein Herr und mein Erretter! Und so will ich auch keine Furcht mehr haben!

Er hat gesagt, er werde mein Haus bewachen lassen, und er wird es thun! Vorwärts also, Wilhelmine, vorwärts ohne Furcht! Ich will einmal sehen, wie der große Saal sich ausnimmt im Kerzenlicht!

Sie durcheilte das Gemach und wollte die großen Flügelthüren öffnen, welche von hier aus in den Saal führten. Aber die Klinke widerstand ihrem Druck, die Thüre that sich nicht auf. Sie rüttelte heftiger an dieser Thür.

Wer da? rief eine laute, drohende Stimme von innen. Wilhelmine erbebte, und ihr Herz klopfte so mächtig, daß sie schwindelnd sich einen Moment an die Thür lehnen mußte. Wer da? wiederholte die Stimme. Die Parole! Es wird Niemand eingelassen, der nicht die Parole sagt!

Wilhelmine trat zurück von der Thüre, und schlich leise auf den Zehen wieder in das Gemach hinein. Er hat Wort gehalten, flüsterte sie, die Thüren werden bewacht! Ich will in mein Wohnzimmer gehen, denn dort wollte er mich abholen!

Sie ging rascher vorwärts, der Ausgangsthür zu. Auf einmal war es ihr, als hörte sie hinter sich Geräusch wie von schleichenden Tritten. Entsetzt wandte sie sich um. Ja, sie hatte

sich nicht getäuscht. Zwei Männergestalten, ganz in schwarze Mäntel eingehüllt, das Gesicht mit einer schwarzen Maske bedeckt, kommen langsam, schleichend hinter ihr her.

Wilhelmine stieß einen Schrei des Entsetzens aus und riß die Thür auf, um eilenden Fußes das nächste Gemach zu durchschreiten und in ihr dahinter befindliches Wohnzimmer zu eilen. Gott sei Dank, jetzt endlich hatte sie es erreicht, und bevor sie in dasselbe eintrat, warf sie einen scheuen Blick rückwärts.

Die beiden Verhüllten waren immer noch hinter ihr, sie kommen näher und näher. Wilhelmine stürzte vorwärts in ihr Gemach, warf die Thüre desselben hinter sich zu, schob den Riegel vor, und sank dann außer sich, zitternd auf ihre Kniee nieder.

Was wird jetzt geschehen! Werden die Verhüllten die Thüre einschlagen? Werden sie sie ermorden! Wie thöricht, oh wie fürchterlich thöricht, ihre Dienerschaft zu entlassen. Sie durchschauet jetzt Alles! Alles! Cagliostro ist nicht blos ein Betrüger, ein Charlatan, er ist ein Räuber, ein Dieb, und sie ist in die Falle gegangen, welche er ihr gestellt, als eine leichtgläubige Thörin in die Falle gegangen! Jetzt

wird er mit seinen Helfershelfern ihr Alles rauben, er wird das schöne Eigenthum, welches sie eben erst gewonnen, ausplündern, und dann, wenn Alles geborgen ist, dann werden sie kommen, Wilhelmine zu ermorden, damit sie nichts verrathen kann!

Sie weinte, sie zitterte, sie beschuldigte sich voll Zerknirschung der Leichtgläubigkeit, der Thorheit! Sie fühlte sich zum ersten Mal in ihrem Leben ganz muthlos und feig, denn es war zum ersten Mal in ihrem Leben, daß sie für ihr Eigenthum zitterte. Sorglos und leichtfüßig war sie bis jetzt durch das Leben dahin geschritten, aber der Besitz machte sie ängstlich, es war ihr noch so neu, so ungewohnt, es däuchte ihr wie ein Zaubermärchen, das schnell wieder in Nichts sich auflösen könne.

Aber allgemach kehrte ihr doch ihre Besonnenheit und Ruhe wieder. Die Stille, welche sie umgab, ward durch nichts gestört, Niemand machte den Versuch, die Thüre zu erbrechen, und die Herrin dieses köstlichen Besitzes zu ermorden!

Sie erhob sich leise von ihren Knieen und schlich vorsichtig zu den Fenstern heran. Diese Fenster zeigen hinaus nach dem kleinen vergit=

terten Platz, der nach der Straßenseite hin vor dem Hause sich befand.

Der Mond schien so klar und hell, daß sie ganz deutlich den Weg, welcher zwischen dichtem Gebüsch zu dem Gitter heranführte, erkennen konnte. Das Haus lag abseits von der Landstraße, die jenseit des Gebüsches, wohl fünfzig Schritte entfernt, sich befand, und nur wer unmittelbar nach ihrem Hause kommen wollte, wandte von der Straße sich ab, und kam durch das Gebüsch hieher.

Auf diesem, von dem Mond beleuchteten Wege sah sie jetzt Gestalten herankommen, schweigende, verhüllte Gestalten. Sie kamen eine hinter der andern, langsam vorwärts schreitend, wie eine Procession, und näherten sich der Eingangsthür, welche in der Mitte des Gitters sich befand. Neben dieser Thür standen zwei hohe dunkle Gestalten, und jeder der Ankommenden blieb neben ihnen stehen, und schien ihnen etwas zuzuflüstern, dann schritt er vorwärts über den vergitterten Vorplatz in das Haus hinein.

Er hat mir die Wahrheit gesagt, murmelte Wilhelmine, das Haus ist gut bewacht, und Niemand tritt ein außer den Berufenen! Nun, Muth gefaßt! Auch ich gehöre zu den Berufenen,

und wenn die Stunde gekommen ist, wird Cagliostro mich schon abrufen und führen!

Sie hatte jetzt ihre ganze Ruhe und Besonnenheit wiedergefunden, sie lächelte sogar über die Angst, welche sie empfunden, und verspottete sich selber über ihre Feigheit.

Erwarten wir nun also mit Ruhe, was kommen wird, sagte sie, indem sie sich gemächlich auf den Divan ausstreckte. Niemand kann zu mir kommen, ohne daß ich ihm öffne, denn dieses Zimmer hat zum Glück nur einen Ausgang. Selbst der Wundermann kann hier nicht eintreten, es müßte denn sein, daß die Wände sich vor ihm aufthäten, oder die Riegel zurückwichen vor seiner Berührung! Horch, da schlägt die Uhr! Elf Uhr! Also noch eine Stunde des Wartens! Oh, das ist langweilig! Versuchen wir ein wenig zu ruhen!

Sie lehnte ihr Haupt in die Polster und schloß die Augen. Dieses Ruhen, diese Stille um sie her that ihr wohl nach den vielen Aufregungen dieses Tages. Allmälig verwirrten sich ihre Gedanken, verronnene Bilder gaukelten vor ihren inneren Augen vorüber, ihre Athemzüge wurden kürzer. Wilhelmine war eingeschlafen.

Tiefe Stille umgab sie, und nur der Schlag der Uhr, welche die schwindenden Viertelstunden angab, unterbrach das Schweigen. —

Eben hatte die Uhr das letzte Viertel vor Mitternacht angeschlagen, als eines der Fenster, welche nach dem Vorplatz hinaus führten, leise geöffnet ward und eine dunkle Gestalt vorsichtig und geräuschlos durch dasselbe in das Gemach niederstieg. Einen Moment blieb diese Gestalt lauschend stehen, den Blick der Ruhenden zugewandt. Sie regte sich nicht, sie schlief noch immer. Die Gestalt huschte vorwärts, hob sich höher, streckte die Arme empor, löschte die Lichter des Kronleuchters und schlüpfte dann nach der Thüre hin.

Wilhelmine schlief noch immer.

Plötzlich war es ihr, als treffe ein blendender Sonnenstrahl ihr Angesicht, und sie schreckte aus tiefem Schlaf empor. Ja, es war kein Traum gewesen, es war etwas Leuchtendes, Grelles in dem sonst finstern Gemach. Eine weiße Gestalt, wie aus Licht und Sonnenglanz gewoben, stand vor ihr und blendete Wilhelminens Augen, daß sie den Blick zu Boden senken mußte.

Stehe auf und folge mir, rief eine zugleich sanfte und gebieterische Stimme. Der Groß-

Kophta befiehlt es Dir! Nimm diese Maske, lege sie vor Dein Angesicht, und wage nicht, sie auch nur einen Moment zu lüften, wenn Dir Dein Leben lieb ist!

Sie nahm die Maske, welche eine Hand ihr darreichte, auf der eine kleine Flamme tänzelte, und legte sie fest vor ihr Angesicht.

Nun sprich im Geist noch ein Gebet, befahl die Stimme. Dann folge mir!

Die leuchtende Gestalt schwebte jetzt vor ihr her durch die dunkeln Gemächer, und Wilhelmine folgte ihr widerstandslos. Sie fühlte sich wie von einem Zauber umfangen, ihr Herz klopfte zum Zerspringen, ihre Füße zitterten, aber doch war kein Zagen und Bangen mehr in ihr, sondern eine freudige Zuversicht, eine tiefe Rührung erfüllte ihr ganzes Wesen. Die Augen unverwandt auf die leuchtende Gestalt geheftet, welche vor ihr her schwebte, ging sie dahin in der Dunkelheit, und trat jetzt in den großen Saal ein. Auch hier war Alles dunkel und still, nur ein leises Murmeln, wie von Betenden, drang an Wilhelminens Ohr, und es schien ihr, als bewegte sich eine Masse schwarzer Schatten in dem dunklen Raum hin und wieder.

Knie nieder und bete, flüsterte eine Stimme

neben ihr, aber es war nicht die Stimme der leuchtenden Gestalt, welche sie hiehergeführt; diese war jetzt verschwunden, und Nacht war Alles um sie her.

Wilhelmine that wie ihr geheißen, und kniete nieder. Aber sie konnte nicht beten, es war keine Andacht, keine Sammlung in ihr, sondern nur athemlose Erwartung, herzklopfende Neugierde.

Immer noch herrschte das Schweigen und die Dunkelheit; nur zuweilen hörte man hier und dort einen tiefen Seufzer, ein unterdrücktes Stöhnen, einen Aufschrei, der in dem Murmeln eines Gebetes erlosch.

Auf einmal ward dieses Schweigen von den Tönen einer wunderbaren Musik unterbrochen, scharf und schneidend wie Glas, voll und hallend wie Glocken waren diese Töne, die in zitternden Schwingungen unsichtbaren Geistern gleich durch den Saal rauschten, immer höher, immer mächtiger anschwellend, bald wie Orgelklang so mächtig voll, bald wie Windessäuseln so zart und sanft, wie Seufzer so schmerzvoll und leise. Und nun hoben sich neben der Musik menschliche Stimmen empor zu einem wundervollen, harmonischen Chor, zu einem begeisterten Lied der Sehnsucht, der Schmerzen, der inbrünstigen Erwartung, des

Flehens nach dem Nahen dessen, „der da kommen soll, zu bringen die Herrlichkeit und den Frieden, zu senken den Strahl der Gottseligkeit in die Herzen der Gläubigen."

Der Chor der Unsichtbaren war noch nicht beendet, als es im Hintergrunde des Saales zu dämmern begann mit seltsamen bläulichen Lichtstreifen, dann schoß es wie ein leuchtender Blitz durch den dunklen Raum, und als die geblendeten Augen sich wieder erhoben, schaueten sie wie in einer Glorie, inmitten von goldenen Wolken eine hohe glänzende Gestalt in langwallenden, silberfunkelnden Gewändern, die wundervolle Büste, die schönen Arme, die vollen Schultern nur umhüllt von einem durchsichtigen goldenen Gewebe, über welches das lange, lockige Haar bis auf den Gürtel niederfiel. Ein blitzendes Band, funkelnd wie zusammengereihte Sterne, schlang sich durch das Haar, welches ein weibliches Antlitz von erhabener Schönheit umgab. Ewige Jugend strahlte von diesen rosigen vollen Wangen, heiterer Verstand leuchtete von dieser hohen klaren Stirn, Friede, Freude und Glück kündete das Lächeln der vollen purpurnen Lippen, Liebe und Leidenschaft blitzten aus den großen flam=

menden Augen. Der Chor der Unsichtbaren sang jetzt mit jubelnden Tönen:

Die ewige Jungfrau, die ewige, heilige, reine Natur, sie grüßet die Irrenden, heiligt die Suchenden, macht sie zu Findenden, freudvoll Genießenden.

Das himmlische Weib hob ihre schönen Arme, breitete sie aus wie zu zärtlichem Umfangen, ein göttliches, entzücktes Lächeln verklärte ihr Angesicht, ein flammender Blick ihrer schönen Augen schien jeden Einzelnen zu grüßen, ihm Freude und Hoffnung zu künden, und wie man selig, entzückt noch schauete, schwebten die goldenen Wolken näher und näher zusammen, und bedeckten mit ihren leuchtenden Schleiern das wonnevolle Gebilde der jungfräulichen Natur. Allmälig dann verblaßten die Wolken, der goldene Schein erstarb, der Chor der Unsichtbaren verstummte, und in leisen Klängen verhallte die Musik.

Auf der Stelle, wo vorher in den goldenen Wolken das leuchtende Frauengebilde sichtbar gewesen, stand jetzt im langwallenden schwarzen Talar eine hohe Priestergestalt; ein mattes bläuliches Licht gleich Mondenschimmer umgab sie, und hob die dunkeln Umrisse der Gestalt deutlich

von dem lichten Hintergrund ab. Langes schneeweißes Haar umrahmte das Haupt, eine schwarze Maske bedeckte das Antlitz, und machte es unkenntlich für Jedermann.

Meine Geliebten, rief der Verlarvte, indem er segnend beide Hände ausstreckte, die unbekannten Väter unseres heiligen Ordens der Rosenkreuzer senden mich zu Euch, und haben mir befohlen, Euch zu grüßen mit dem heiligen Gruße des Lebens. Ich soll Euch künden, daß die Zeit der Enthüllungen nahe und näher heranrückt, und daß die erhabenen Geheimnisse der Erde und der Natur bald vor Euch sich entfalten werden, wie die Rose sich auf einmal entfaltet in ihrer Purpurgluth, die so lange im Schooße grüner Blätter geschlafen. Ihr seid die grünen Blätter und die Natur ist die Purpurrose. Sie wird sich vor Euch erschließen mit allen ihren Geheimnissen, sie wird Euch finden lassen in ihrem Kelche das Elixir des Lebens, und das Geheimniß des Goldes, wenn Ihr wandelt in Eurer Pflicht, wenn Ihr unbedingten Gehorsam übet gegen die unsichtbaren Väter, wenn Ihr in blindem Vertrauen Euch unterwerfet ihrer Weisheit, wenn Ihr schwört, Euch entäußern zu wollen

jeder eigenen Untersuchung, und zu mißtrauen Eurer eigenen Vernunft.*)

Wir schwören es, riefen feierliche Stimmen von allen Seiten des Saales.

Schwört blinden, schweigenden Gehorsam für Alles, was die unsichtbaren Väter Euch verkünden werden durch Eure Zirkeldirectoren, Euch gebieten werden unter dem heiligen Zeichen der Rosenkreuzer durch Wort oder Schrift.

Wir schwören es, tönte es wieder im feierlichen Chor.

Fluch über Euch, Schmach und Schande, Verderben und Untergang, donnerte der Priester, so Ihr auch nur in Euren Gedanken abweichet von Eurem Schwur, wenn Ihr Euch unterfanget zu grübeln und zu denken, oder den Maßstab Eurer elenden, beschränkten Vernunft anzulegen an das heilige Walten und Wirken der erhabenen Väter, denen die Natur sich geoffenbart hat, und denen alle Geheimnisse der Erde und des Himmels erschlossen sind. Ewiges Verderben und alle Martern der Hölle und des Fegefeuers sollen über Den kommen, welcher zweifelt, ver-

*) So lauten die Worte in den Gesetzen der Rosenkreuzer. Siehe Neue Allgemeine deutsche Bibliothek, Band 56, Seite 10.

flucht und geächtet soll derjenige sein, welcher zum Verräther wird an dem heiligen Orden. Höret es, Ihr Geister der Tiefen und der Finsternisse, und weichet, weichet angstvoll von hinnen, bevor der Zorn der unsichtbaren Väter wie ein zerschmetternder Blitz auf Euch herniederfährt. Thut Euch auf, ihr Thüren, damit die Bösen von hinnen weichen können und nur die Guten hier zurückbleiben!

Wie er so sprach hob er mit einer gebieterischen Bewegung die Arme empor, und sofort sprang die große Flügelthür des Saales auf. Ein Strom von Licht drang aus dem Nebengemach herein und beleuchtete mit grellem Schein den Saal. Er war ganz angefüllt mit Menschen, mit dunkeln Gestalten, die genau eine der andern glichen, denn alle waren sie eingehüllt in schwarze Mäntel, die Kapuzen über den Kopf gezogen, das Angesicht mit einer schwarzen Maske bedeckt. Alle diese Gestalten lagen kniegebeugt neben einander, keine von ihnen regte sich, keine von ihnen erhob sich, um der Beschwörung des Priesters zu folgen und von hinnen zu weichen.

Die Thüren schlossen sich wieder, und Dunkelheit herrschte ringsum, auch dort, wo man vor-

her den Priester gesehen. Aber seine Stimme sprach weiter: „Nur die Guten, nur die Gehorsamen sind jetzt also hier versammelt, und Denen verkünde ich jetzt, daß das Leben hier unter uns ist, der Tod aber draußen harret vor der Thür, um den Verräther zu treffen, der die heiligen Geheimnisse des Bundes verrathen könnte. Bleibet im Guten, meine Brüder, vergesset es niemals, daß die Dolche geschliffen sind für die Verräther, und daß es keinen Ort in der Welt giebt, wohin sich der Verräther des heiligen Ordens flüchten könnte vor dem strafenden Dolche der unsichtbaren Väter. Aber nur die Guten, nur die Gehorsamen sind hier, und denen verkünde ich, daß die Zeit der Offenbarung immer näher heranrückt, und daß sie kommen wird, wenn Ihr Alle recht eifrig seid im Dienst, und Euch nach allen Euren Kräften bemüht, den heiligen Orden immer weiter auszubreiten auf Erden und die Zahl der Brüder immer zu vermehren. Denn die Ausbreitung des Ordens bedeutet ja nichts weiter als die Ausbreitung der Glückseligkeit unter den Menschen. Nur von den unsichtbaren Vätern strömt die Glückseligkeit aus, denn die unsichtbaren Väter unseres Ordens sind es, welche den Himmel an die Erde ketten und den ver-

sperrten Weg zum Paradiese wieder öffnen werden. Die höchsten Vorsteher unseres hochheiligen Ordens sind Meister über die ganze in Gott dem Vater ruhende Natur; sie sind die Lieblinge Gottes, welche das höchste dreieinige Wesen seines genauesten Umganges und der höchsten Offenbarungen würdigt.*) Wollt Ihr nun in einer Zeit, die nicht mehr fern ist, Theil nehmen an den Offenbarungen Gottes und vor Euch aufleuchten sehen die verborgensten Schätze der Natur, so schwört, daß Euer ganzes Sinnen und Denken und Streben darauf gerichtet sein soll, gehorsam zu sein den Befehlen Eurer Oberen und dem Orden immer neue Bundesbrüder und Bundesschwestern zu gewinnen.

Wir schwören es, tönte es im begeisterten Chor durch den ganzen Saal. Wir schwören unbedingten Gehorsam den unsichtbaren Vätern. Wir schwören, zu trachten mit allen Mitteln nach der Ausbreitung des heiligen Ordens!

Der Unglaube, die Freidenkerei, das Selbstbewußtsein ist der Teufel, welcher in der Welt

---

*) Worte aus den Ordensgesetzen der Rosenkreuzer. Siehe: Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Band 56, Seite 10.

umherschleicht und die Menschen ableiten will von Gott. Der Hochmuth der Vernunft sucht die Menschen zu verführen und von Gott und den Geheimnissen der Natur abzuleiten; der Teufel hat sich seine Jünger gesucht, welche lehren sollen die sündige Aufklärung und die hochmüthige Freidenkerei; diese Jünger haben sich vereint in dem Orden der Illuminaten, und hier in Berlin haben sie sich ihre Stätte bereitet. Die unsichtbaren Väter befehlen Euch, diese schändlichen Illuminaten zu bekämpfen in Wort und That und Schrift. So einer von Euch einen Illuminaten kennt, soll er ihn betrachten als seinen ärgsten und schändlichsten Feind; soll ihn hassen und verfolgen, wie er die Sünde haßt, wie er das Verbrechen verfolgt; soll fliehen seine Gemeinschaft, wie er die Gemeinschaft des Teufels flieht, sonst ist er verloren und verdammt, und nimmer werden die unsichtbaren Väter ihm vergeben, und nimmer wird er erfahren die Geheimnisse der Natur und Theil nehmen an ihren Schätzen. Schwört also, schwört Haß, Verfolgung und Feindschaft dem Orden der Illuminaten. Solches gebiete ich Euch im Namen der unsichtbaren Väter!

Wir schwören! tönte es in lautem Chor durch

den Saal. Wir schwören Haß, Verfolgung und Feindschaft dem Orden der Illuminaten!

Jeder, der zu dem Orden gehört, ist ein Verfluchter und Verdammter; und wäre es Euer Bruder, und wäre es Euer Vater, so sollt Ihr ihm doch fluchen, sollt ihn doch verdammen! Dies schwöret im Namen der unsichtbaren Väter!

Wir schwören es!

So bringe ich Euch denn die Zufriedenheit und den Segen der unsichtbaren Oberen und Väter! Sie künden Euch durch meinen Mund die Worte, welche lauten: „Jeder Verirrte, den Ihr anwerbet für den heiligen Orden der Rosenkreuzer, und also zurückführt zu Gott und der Natur, ist ein Schritt, den Ihr selber vorwärts thut nach dem heiligen Schrein der Offenbarung, in welchem für Euch aufbewahrt werden das Elixir des Lebens und die Tinctur des Goldes! Jeder Verfluchte, der zu den Illuminaten gehört, wird ein Gesegneter, wenn Ihr in Reue und Zerknirschung ihn ableitet von dem Pfade des Lasters und ihn dem ewigen Leben und der Gemeinschaft des segenbringenden Ordens der Rosenkreuzer gewinnet; und wer nachweisen und bezeugen kann, daß er zwölf neue Mitglieder für

unsern heiligen Orden gewonnen hat, der klimmt eine Stufe höher auf der Leiter der Erkenntniß und steigt empor zu einem neuen Grade. Mit dem sechsten Grad aber tretet Ihr aus der Vorhalle des Tempels ein in den heiligen Tempel selber, und alle Geheimnisse der Welt und der Natur werden Euch offenbar in demselben. Dieses bedenket wohl und werbet, eingedenk des Befehls der unsichtbaren Väter! Bis zur nächsten Versammlung lautet die Parole für alle Gläubigen: Fluch und Verfolgung der Teufelsbrut der Illuminaten!

Fluch und Verfolgung der Teufelsbrut der Illuminaten! wiederhallte es in dem Saal.

Nun gehet von hinnen, Ihr Alle, verlasset die Vorhalle des Tempels, spendet draußen an der Pforte den Tribut, den Ihr schuldet, und empfanget dafür das neue heilige Zeichen des Bundes, das Euch unter einander dienen mag zur Erkenntniß der Brüder. Die Zirkeldirectoren nur und die Brüder des sechsten Grades sollen, wenn sie den Tribut entrichtet, wieder klopfen an diese Thür, und wenn sie dem Pförtner, welcher sie empfängt, das Wort des Lebens zuflüstern können, wird er sie einlassen. Gehet! Ich ent-

lasse Euch im Namen der heiligen Väter und der dreieinigen Natur! —

Nimm diesen Mantel und hülle Dich in denselben ein, damit Du nicht erkannt werdest, flüsterte eine Stimme neben Wilhelminen, und sie fühlte, wie ihr eine weiche Hülle über die Schultern geworfen ward. Willst Du nun gehen, oder willst Du weiter schreiten auf der Bahn der Erkenntniß?

Ich will weiterschreiten, erwiderte Wilhelmine fest.

Du willst eintreten in den sechsten Grad und kennen lernen die Geheimnisse der Natur?

Ich will es.

So sage ich Dir das Wort des Bundes! Aber wehe über Dich, wenn Dein Mund es jemals einem Andern verräth. Fluch und Verderben über Dich, Tod Deinen Kindern, wenn Du es thuest. Schwöre, daß niemals Dein Mund das Wort des Bundes verrathen wird!

Ich schwöre es!

Wohlan! Nun höre!

Wilhelmine fühlte einen heißen Athem an ihrer Wange, und die Stimme flüsterte das bedeutungsvolle Wort in ihr lauschendes Ohr.

Nun gehe hinaus, fuhr die Stimme dann

fort. Zahle Deinen Tribut, Du darfst jetzt hier nicht weilen. Geh' und tritt wieder ein mit den Berufenen!

Eine Hand faßte die Hand Wilhelminens und zog sie vorwärts durch den dunkeln Raum dem Ausgange zu. Geblendet trat sie hinaus in das erhellte Gemach vor dem Saal, und nur wie durch einen Schleier sah sie die verhüllten Gestalten, die in demselben sich befanden, sah, wie sie Alle hinschritten nach der Mitte des Gemaches. Dort befand sich ein kleiner Altar, in dessen Mitte eine schwarze Schale aufgestellt war. In silbernen Becken zu beiden Seiten stiegen hohe Naphthaflammen empor, eine verhüllte schwarze Gestalt stand neben dem Altar. Jeder der anderen Verhüllten schritt zu dem Altar heran, legte Geldstücke in die Marmorschale, empfing dafür von dem Verhüllten ein Papier und entfernte sich dann durch die Thür an der entgesetzten Seite des Gemaches.

Auch Wilhelmine schritt jetzt heran zu dem Altar, und indem sie mit rascher Entschlossenheit einen Ring von ihrem Finger zog, an welchem ein Brillant blitzte, legte sie ihn in die Schale.

Ich habe kein Geld bei mir, sagte sie mit zitternder Stimme. Mögen die unbekannten

Väter mir erlauben, statt mit einem Geldstück mit einem Brillanten meinen Tribut zu entrichten.

Der Verhüllte nickte und reichte ihr das neue Bundeszeichen dar. Es bestand in einem Papier, auf welchem ein Madonnenbild dargestellt war, darunter das Zeichen der Rosenkreuzer, das †.

Wilhelmine trat nun wieder zurück und schritt zu dem kleinen Häuflein derer hin, die sich wieder den Pforten des Saales genähert hatten und also zu den Brüdern des sechsten Grades gehörten.

Allmälig hatten die übrigen Anwesenden sich entfernt, die Flammen neben der Opferschale auf dem Altar waren erloschen, allmälig begannen auch die Kerzen des Kronleuchters zu ermatten und auszulöschen. Tiefe Dunkelheit herrschte nun auch hier in dem Vorzimmer. Aber dann, nach einiger Zeit, thaten die Thüren des Saales sich auf und ein Lichtglanz, flammend wie Sonnenstrahlen, ergoß sich nun in das Vorzimmer, drei Trompetenstöße ertönten, dann sang ein Chor unsichtbarer Stimmen: Tretet ein, Ihr Glückseligen! Tretet ein, Ihr Berufenen!

Sie schritten fort, sie flüsterten Einer nach

dem Andern den beiden Verhüllten, die mit entblößten Schwertern neben den Eingangsthüren standen, ein Wort in's Ohr, und traten dann ein in den Saal und schritten heran zu dem Throne, der drüben an der breiten Fläche der Wand sich erhob. Auf diesem Throne stand, umgeben von duftenden Blumen, ein Ruhebett, überdeckt von einem Silberflor, wie eine vom Himmel herniedergesunkene Wolke anzuschauen. Man sah wohl, daß unter dieser Wolke ein geheimnißvolles Etwas verborgen war, aber man konnte dieses Etwas nicht erkennen; man wußte nicht, war es ein Kind, ein Weib oder ein Mann, der unter dieser Silberwolke sich verbarg.

Auf der untersten Stufe dieses Thrones knieten die Berufenen nieder, falteten die Hände, senkten die Häupter und beteten leise. Tiefes, feierliches Schweigen herrschte alsdann, selbst die Gebete verstummten auf den Lippen, und die Herzen wagten kaum zu klopfen vor Angst und Erwartung. Dann auf einmal ertönte über allen diesen geneigten Häuptern eine Stimme, die aus den Wolken zu tönen schien, so unendlich fern und hoch, und doch so majestätisch wie Donner rollte sie. Diese Stimme rief: Er kommt, der Auserwählte! Der Groß-Kophta nahet sich!

Und die Thüren da drüben sprangen auf, und er schritt herein, der Groß-Kophta, die schlanke und majestätische Gestalt, umwallt von einem silbergestickten Atlasgewand, das schwarze lockige Haar zusammengehalten von einer brillantfunkelnden Stirnbinde, das schöne Antlitz strahlend wie in einer Verklärung.

Wilhelmine erkannte ihn wohl. Es war Cagliostro, der Groß-Kophta, der Wunderthäter.

Mit sanfter Stimme grüßte er die Brüder, die Gläubigen, und hieß sie sich ihm nahen und seine Hand berühren. Und wie sie es thaten, fuhr ein Zucken durch ihre Gestalt, und es war, als ob ein Feuerstrom sich über ihr ganzes Wesen ergösse; überwältigt, zerbrochen und doch glückselig sanken sie nieder zu den Füßen des Magiers, der sich zu ihnen neigte und sie anhauchte mit dem Athem seines Mundes.

Ihr seid die Auserwählten, sagte er mit sanfter, melodischer Stimme, die Sternenbrüder, denen die Geheimnisse des Himmels und der Erde sich erschließen. Ich nehme Euch auf in den heiligen Orden der Lieblinge Gottes, welchen ich mit Enoch und Elias gestiftet habe, da wir noch weilten in dem gelobten Lande. Von ihnen habe ich empfangen das Wort des Lebens; sie haben

mich gesandt nach den alten Weisen in Aegypten; und in den Pyramiden haben mir diese verkündet die geheimnißvollen Wissenschaften, welche die Erde mit allen ihren Schätzen uns unterthänig machen! Wer zu mir hält in Andacht und Treue, der empfängt von mir das ewige Leben und das Geheimniß der Unsterblichkeit.

Wir glauben an Dich, Gottgesegneter, murmelten die Knieenden, wir wissen, daß wir von Dir das Leben empfangen und das Heil. Neige Dich zu uns, gieb uns von dem Athem der Unsterblichkeit!

Er neigte sich wieder nieder und hauchte sie an, und sie brachen aus in Worte des Dankes, des Entzückens. Nur Wilhelmine schwieg, nur sie schien nichts zu empfinden vom magischen Einfluß des Wunderthäters. Und doch zu ihr neigte er sich nieder, der Wunderthäter, sie schaute er an mit seinen großen flammenden Augen.

Du bist berufen, Du bist auserwählt, sagte er. Gehe hin, steige empor zu dem Tabernakel und hebe den Schleier auf.

Sie that, wie ihr befohlen, stieg die Stufen des Thrones empor und hob den Schleier. Ein wundervolles, ganz in lose, durchsichtige Gewänder gehülltes Weib lag ausgestreckt auf dem Ruhe-

bett, das rosenbekränzte Haupt geneigt, die Augen geschlossen wie im tiefen Schlaf.

Lege Deine Hand auf ihre Stirne, gebot der Groß-Kophta, richte in Deinem Herzen eine Frage an die Prophetin des Bundes, und sie wird Antwort geben.

Wilhelmine legte ihre Hand auf die hohe weiße Stirn der Schlummernden; sofort flog ein Lächeln über ihre Züge hin, und sie nickte leise mit dem schönen Haupt.

Ja, sagte sie, Du mußt glauben, Du darfst nicht zweifeln. Er ist der Erwählte, der heilige Magus!

Wilhelmine erbebte, denn die Antwort paßte ganz genau auf die Frage ihrer Gedanken: Kann ich denn glauben an die Wunder, welche er uns kündet? Muß ich nicht zweifeln, da er doch nur ein Mensch ist wie wir Alle?

Richte eine zweite Frage an die Prophetin, gebot Cagliostro.

Wilhelmine legte wieder die Hand auf die Stirn der Schlafenden und fragte sie in ihren Gedanken, und wieder lächelte diese und nickte mit dem Haupt.

Fürchte nichts, sagte sie, er wird Dich immer lieben, er wird Dich niemals verstoßen, nur

mußt Du nicht ihn abführen von der rechten Bahn, sondern mußt ihn leiten zu den Tempelhallen des Glaubens und des Wissens. Wenn Du dies nicht thust, bist Du verloren! Schmach auf Erden und Verdammniß im Himmel ist dann Dein Theil.

Die Antwort paßte ganz genau, denn Wilhelminens Frage war gewesen: „Wird er mich immer lieben, oder wird er mich dereinst verstoßen?"

Du darfst noch eine dritte Frage thun, rief Cagliostro.

Und Wilhelmine that im Geist ihre Frage, und die Prophetin antwortete laut: Du wirst Gräfin, Du wirst Fürstin werden! Du wirst Millionen besitzen, Du wirst die ganze Welt zu Deinen Füßen sehen, wenn Du es wahrhaft willst, wenn Du rufst zu den unsichtbaren Vätern um Hülfe und Beistand, wenn Du den Groß-Kophta anflehest um seine Kraft und seinen Wundersegen.

Wilhelmine, erschüttert, überwältigt, sank auf ihre Kniee nieder, denn auch diese dritte Antwort entsprach genau ihrer unausgesprochenen Frage.

Ich rufe zu den unsichtbaren Vätern um

Hülfe und Beistand, rief sie laut, ich flehe zu dem Groß-Kophta um seine Kraft und seinen Wundersegen!

Ein lauter Donner hallte, die Lichter erloschen, tiefe Dunkelheit erfüllte den Raum. Wilhelmine fühlte sich aufgehoben, fortgetragen, während der Donner noch immer hallte und laute Gebete rings um sie ertönten. Dann fühlte sie, daß man sie zur Erde niederließ, daß sie wieder die Freiheit der Bewegung hatte.

Fliehe, fliehe vor der Rache der Unsterblichen, wenn Du noch zweifelst, noch mißtrauest, rief eine fürchterliche Stimme über ihr. Sieh', wie sich rächen die Unsterblichen!

Und plötzlich begann es vor ihr zu dämmern, eine Gestalt tauchte aus der Dunkelheit hervor, — ihre eigene Gestalt! Sie sah sich selber auf ihren Knieen, die Arme flehend erhoben, das Antlitz von Thränen überfluthet, und vor ihr, hoch aufgerichtet, eine verhüllte Gestalt, den blinkenden Dolch in dem erhobenen Arme, und dieser Arm senkte sich tiefer und tiefer, die Spitze des Dolches kam ihr näher und näher, sie blitzte vorüber an ihren Augen, sie bohrte sich ein in ihren Busen, das Blut spritzte empor.

Wilhelmine stieß einen Schrei des Entsetzens

aus, schloß die Augen und sank ohnmächtig zusammen. —

Sie sah nichts mehr von den Wunderdingen, die jetzt geschahen, hörte nichts mehr von den Verkündigungen der Prophetin und den Offenbarungen, welche der Magier den Auserwählten machte! Sah nicht die Erscheinungen der seligen Geister, welche zuletzt auf das Flehen der Brüder durch den Saal dahin schwebten.

Sie hörte auch nicht, wie ganz zuletzt, als Alles verschwunden war, als die Geweihten auch Einer nach dem andern sich entfernt hatten, Cagliostro Abschied nahm von dem Baron von Bischofswerder.

Ich habe nun Dich erhoben zu einem der Oberdirectoren des heiligen Ordens, sagte er. Du wirst nun unmittelbar von den heiligen und unsichtbaren Vätern Deine Befehle empfangen. Sie werden dieselben Dir brieflich verkünden, und Du wirst sie getreu und pünktlich vollführen.

Ich werde sie getreu und pünktlich vollführen, Meister, erwiderte Bischofswerder demuthsvoll.

Du wirst dafür Deinen Lohn empfangen, fuhr Cagliostro fort. Alle Geheimnisse sollen Dir offenbar werden, und das höchste Ziel sollst

Du erreichen. Du sollst lernen die Wissenschaft des Lebens und des Geldes, Du sollst den Stein der Weisen finden, und das Geheimniß des Goldes soll sich Dir offenbaren, wenn Du thust, was die Unsichtbaren von Dir fordern werden.

Ich will Alles thun, Alles, rief Bischofswerder inbrünstig. Sage mir, Meister, was fordern sie von mir?

Sie fordern dies: Werde für jetzt der Freund, der Vertraute des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Suche sein Gemüth zu gewinnen, seine Seele zu beherrschen, mache Dich ihm unentbehrlich. Dann umgieb ihn mit Dienern und Vertrauten, welche Dir unterthänig und treu sind. Erfülle sein ganzes Wesen mit Andacht und Liebe für den heiligen Orden, mache ihn zum Bundesbruder. Werde für jetzt der Freund des Prinzen von Preußen, damit Du dereinst der Meister, der Gebieter des Königs Friedrich Wilhelm wirst! Du bist hier in Preußen das Oberhaupt unseres Ordens; je mehr Bundesmitglieder Du ihm zuführst, desto mehr wirst Du erfahren von seinen Geheimnissen! Lebe nun wohl! Mich senden die heiligen Väter in die Ferne, aber ich kehre wieder, und wenn Du dann thätig gewesen bist und treu, so künde ich Dir

ein großes Geheimniß und bringe Dir das Elixir des Lebens.

Wann kehrst Du wieder, Meister? fragte Bischofswerder glühend.

Cagliostro lächelte. Noch bevor der Kronprinz von Preußen zum König erhöht worden, sagte er. Frage nicht weiter! Vertraue und gehorche! Wenn der Orden durch Dich mächtig geworden in Preußen, sollst Du der Mächtigste sein im Orden. Dieses vergiß niemals! Und nun geh'!

Laß mich Deine Hand noch küssen, Meister, flehte Bischofswerder. Hauche mich an mit Deinem Athem der Wunder und der Kraft.

Cagliostro reichte ihm seine Hand dar, und Bischofswerder drückte einen Kuß auf dieselbe und neigte sein Haupt, um den belebenden Athem des Magiers über sich hinwehen zu lassen. Dann auf den gebieterischen Wink Cagliostro's wandte er sich um und verließ den Saal.

3.
Der General der Jesuiten.

Niemand befand sich jetzt mehr in dem Saale, außer Cagliostro und der schönen verhüllten Frauengestalt, die immer noch auf dem Ruhebette lag.

Cagliostro schritt zu ihr hin, hob den Schleier und betrachtete sie einen Moment mit dem Ausdruck glühender Zärtlichkeit.

Wir sind allein, Lorenza, sagte er dann.

Sie öffnete ihre großen Augen, sie richtete sich empor und schaute umher in dem großen Saale, der jetzt von den verglimmenden Kerzen der beiden Kronleuchter nur matt erhellt ward. Dann heftete sie ihre Augen auf Cagliostro, der in seinem glänzenden Costüm des Magiers vor ihr stand, und ein fröhliches Lachen tönte von

ihren Lippen, so laut, so unwiderstehlich, daß Cagliostro, davon hingerissen, unwillkürlich mit einstimmen und lachen mußte, wie Lorenza lachte.

Oh, es war himmlisch, es war eine kostbare Comödie, rief Lorenza, immer noch lachend. Habe ich nicht göttlich gespielt, Giuseppe? War ich nicht bezaubernd als Göttin der Natur?

Du warst in Wirklichkeit die Göttin der Natur, Lorenza, und es kann nichts Schöneres geben im Himmel und auf Erden, als Dich, Dich allein! Aber komm, meine Zauberin! Es ist Zeit, aufzubrechen, denn wir müssen morgen früh schon abreisen.

Und haben wir viel Geld gewonnen, Giuseppe? Ist der Tribut reichlich eingegangen?

Ja, Lorenza, wir haben mehr als hundert Louisd'or, und einen Brillantring von der Herrin dieses Hauses.

Den giebst Du mir, rief Lorenza rasch.

Nein, Lorenza, nicht den Ring, aber den Brillant, sobald ich ihn durch einen unechten ersetzt habe. Der Ring soll uns dereinst noch Nutzen bringen. Es ist ein Ring der Kette, mit welchem ich diese Frau hier an uns binde.

Sage mir, Giuseppe, war ich nicht staunenswürdig? Sah ich ihr nicht täuschend ähnlich?

Ja, täuschend ähnlich, Lorenza. Mir selber schauderte, als ich Dich sah, und den Dolch nach Deinem Busen zückte.

Und das Blut! Ach, wie das Blut emporspritzte!

Lorenza brach wieder in lautes Lachen aus, und Cagliostro stimmte fröhlich in dasselbe ein. Aber plötzlich verstummte er und wandte horchend sein Haupt nach der Thüre hin, die er verschlossen hatte, als Bischofswerder hinausgegangen war.

Es deuchte ihm, als habe er ein Geräusch gehört, ein eigenthümliches Klopfen an der verschlossenen Thür. Er horchte. Ja, wieder klopfte es, viermal in eigenthümlichem Rhythmus, wie in einer bestimmten Melodie.

Cagliostro bebte leise in sich zusammen und winkte Lorenza, welche sprechen wollte, abwehrend mit der Hand.

Das eigenthümliche viermalige Klopfen an der Thüre ließ sich nun zum zweiten Male vernehmen.

Still, Lorenza, um Gottes willen still,

murmelte Cagliostro. Laß Dir den Schleier überwerfen, rege Dich nicht, athme nicht. Es ist ein Bote der Unsichtbaren.

Zum dritten Male ließ sich das Klopfen vernehmen.

Cagliostro sprang die Stufen des Thrones hinunter, flog zu der Thüre hin, schob den Riegel zurück uud blieb dann mit gesenktem Haupt in demuthsvoller Stellung neben der Thür stehen.

Diese that sich auf, und eine verhüllte Gestalt, mit der Maske vor dem Angesicht, trat ein, schloß und verriegelte sie hinter sich und wandte dann langsam das Haupt zur Seite nach Cagliostro hin.

Wessen Diener bist Du? fragte er mit harter, strenger Stimme.

Der Diener meiner unsichtbaren Herren und Väter, erwiderte Cagliostro demüthig.

Wer sind die unsichtbaren Väter?

Die vier Abgesandten des großen Generals der Vertriebenen.

Nenne ihn bei dem Namen, den er führte, bevor ein ketzerischer Papst in Rom, eine schwache Kaiserin, ein freigeistiger Kaiser in Deutschland, ein in Lüsten und Sünden verlorener König in

Frankreich und ein ketzerischer Minister in Spanien das Wort des Bannes und der Vernichtung über ihn aussprachen. Nenne ihn bei seinem wirklichen Namen. Welches ist das Oberhaupt der unsichtbaren Väter?

Der General der Jesuiten, erwiderte Cagliostro ehrerbietig, indem er sein Haupt tiefer neigte.

Weißt Du das Zeichen, an welchem er zu erkennen ist?

Ja. Es ist der Ring mit dem Bildniß des großen Ordenstifters, des heiligen Ignatius von Loyola.

Der Verhüllte zog den rechten Arm aus der Umhüllung des Mantels hervor und streckte die entblößte Hand gegen Cagliostro aus. Sieh' und erkenne mich.

Der General! murmelte Cagliostro, den erschrockenen Blick auf den großen Siegelring heftend, der ihm von der blassen, schmalen Hand des Andern entgegenblitzte. Der heilige Ordensgeneral selber.

Und indem Cagliostro die dargereichte Hand erfaßte und an seine Lippen drückte, sank er auf seine Kniee nieder. Der Verhüllte blieb aufrecht unbeweglich stehen vor dem Knieenden, der

in seinem funkelnden Gewande und mit dem diamantenblitzenden Stirnband so tief sich beugte vor der unscheinbaren Gestalt.

Du hast es gesagt, und ich bin es, sagte er nach einer Pause mit kalter, ruhiger Stimme. Ich bin hier, um mit Dir zu sprechen, und Dich aus meinem eigenen Munde meine Befehle hören zu lassen.

Gebiete, mein Meister und General, sagte Cagliostro demüthig, ich bin nichts als ein schwaches Werkzeug in Deiner Hand.

Du sollst ein starkes Werkzeug sein in meiner Hand, dies ist mein Wille, und dazu will ich Dich ausrüsten im Namen des heiligen Ordens. Stehe auf, erhebe Dich von Deinen Knieen, denn ich will reden zu dem Manne, der aufrecht stehen muß in den Stürmen. Stehe auf!

Cagliostro erhob sich langsam und stand nun gesenkten Hauptes da. Der Stolze, Gebietende war jetzt ein Demüthiger, Gehorchender geworden.

Wann haben wir uns zuletzt gesehen? sagte der Verhüllte.

Es war in Rom im Jahre 1773.

Im Jahre des Fluches und der Gotteslästerung, sagte der Verhüllte mit seiner harten,

strengen Stimme. In dem Jahre, da der verruchte Papst Clemens der Sechzehnte das Verdammungsurtheil aussprach über den heiligen Orden und seine berüchtigte Bulle Dominus redemtor noster erließ. Der heilige Orden ward von seinem verruchten Munde verdammt und aufgelöst, die heiligen Brüder wurden in heilige Märtyrer verwandelt, die ohne Heimath, ohne Habe, ohne Recht als verfolgte Flüchtlinge umherirrten in der Welt, den Bösen ein Hohn und den Guten ein thränenreiches Vorbild der Tugend und der Standhaftigkeit. Damals war es, daß ich Dich zum ersten Male sah. Vertrieben und verfolgt hattest Du Dich geflüchtet in das Haus eines Mannes, der zu den Unseren gehörte, und dessen Tochter Deine Geliebte war. Weshalb warst Du verborgen, und weshalb warst Du geflüchtet von Palermo? Sprich, damit ich sehe, daß Du es noch weißt und daß der Erhobene nicht undankbar die Tage der Erniedrigung vergessen hat.

Man hatte mich in Palermo beschuldigt, daß ich Documente gefälscht und dadurch reiche Güter ihren rechtmäßigen Eigenthümern entzogen habe. Man hatte mich deshalb in die unterirdischen Kerker des Castells gesetzt, und ich war dem

Tode nahe, als unsichtbare Gönner mich befreiten und retteten.

War die Beschuldigung begründet? Hattest Du gethan, wessen man Dich anklagte?

Ja, erwiderte Cagliostro leise, ja, ich hatte es gethan.

Für wen, und in wessen Auftrag?

Für die frommen Väter, die es mir befohlen hatten und deren Ansprüche auf die Besitzungen des Herzogs Costa Rica durch jene Documente klar bewiesen wurden.

Du lerntest damals die Macht und die Dankbarkeit unseres Ordens kennen. Aus dem unterirdischen Kerker befreiten wir Dich, ließen Dich auf sicheren Wegen nach Rom entkommen, schafften Dir sicheres Asyl im Hause eines Getreuen. Aber gerade damals brach wie ein Blitzstrahl das Unglück über uns herein, und aus den Machtvollen wurden Verfolgte. Im Hause des Gürtlers Feliciano traf der Ordensgeneral den flüchtigen Fälscher Giuseppe Balsamo. Er gab ihm Geld, Empfehlungsbriefe und unterrichtete ihn in Allem, was er zu thun habe, um dem Orden zu nützen und sich selber ein genußreiches und angenehmes Leben zu verschaffen. Ist es nicht so?

Ja, es ist so, erwiderte Cagliostro leise.

Der Ordensgeneral war es auch, der Dich ehelich verband mit Deiner Geliebten, Lorenza Feliciana, der Dich einweihte in die geheimen Wissenschaften, und Dich die geheimen Kräfte der Natur kennen lehrte, damit Du sie anwenden möchtest zu Deinem Nutzen und zum Wohle der Menschheit. Ist es nicht so?

Es ist so, Meister.

Zuletzt, da er von Dir schied, ließ, auf Dein inständiges Flehen, der General Dich sein Antlitz sehen, weil, wie Du damals sagtest, Du das Antlitz Deines Wohlthäters schauen wolltest, um es in Dein Herz einzugraben. Würdest Du dies Antlitz wieder erkennen?

Ich würde es unter Tausenden wieder erkennen, obwohl ich es nur eine Minute sah!

Der General hob langsam seine Hand empor und nahm die Maske ab. Ein bleiches, fleischloses Angesicht mit großen schwarzen Augen, die tief in ihren Höhlen lagen, mit schmalen blutlosen Lippen, mit hoher knochiger Stirn ward sichtbar. Erkennst Du dies Antlitz?

Nein, erwiderte Cagliostro traurig, nein, es ist nicht dasselbe Antlitz.

Du siehst, mein Sohn, der Mensch wechselt,

aber das Wissen bleibt. Ich bin ein Anderer wie damals und doch derselbe, denn die äußere Menschengestalt ist nur das Gefäß des ewigen Bundes, in welches die ewige Wahrheit und die heilige Lehre hineingegossen wird. Zerbricht das Gefäß, so wird es ersetzt durch ein anderes, und in unerschöpflichem Born fließt der ewige Gedanke und das heilige Wissen weiter in jedes erneuerte Gefäß. Du siehst es, ich bin ein erneuertes Gefäß, aber ich bin derselbe Geist, der damals zu Dir sprach; ich kenne Deine Vergangenheit und weiß, wozu Du ausgesandt wurdest in die Welt. Wie der General damals zu Dir sprach, so spreche auch ich heute: Sie haben uns angeklagt, sie haben uns verdammt, die Unheiligen haben die Heiligen in den Bann gethan, aber vernichten können sie uns nicht. Der heilige Orden der Väter Jesu ist des Lebens vor der Welt beraubt, aber nicht seines Lebens vor Gott. Die Jesuiten sterben nicht, denn sie tragen das ewige Leben in sich, und es wird ein Tag kommen, wo sie aus der Dunkelheit und der Verbannung wieder hervortreten an das Licht. Gehe hin, mein Sohn, und hilf diesen Tag vorbereiten, hilf uns die Wege ebnen, damit wir dereinst

wieder auf ihnen wandeln können. Hast Du gethan, wie Dir geboten worden?

Ich habe es gethan, Eminenz, habe mein ganzes Leben dem heiligen Dienste geweiht. Bin umher gewandert in der Welt, habe überall für die heiligen unsichtbaren Väter geschafft und gewirkt, überall ihre Lehre ausgebreitet, überall für den Orden Jünger und Anhänger geworben. Die Brüder der ägyptischen Maurerei, die Brüder der Rosenkreuzer, das sind die Jünger, die ich dem Orden geworben, und Du weißt es wohl, General, es sind viele mächtige und angesehene Männer unter ihnen.

Ich weiß es, und ich bin mit Dir zufrieden, Du bist ein thätiges und nützliches Werkzeug! Dir dies zu sagen bin ich gekommen, Dich anzufeuern und zu unterweisen bin ich da! Großes zu vollbringen sollst Du helfen, Großes kündet Dir der heilige Ignatius durch meinen Mund. Die Welt liegt im Argen, und der Teufel schreitet siegreich über sie hin, seit der heilige Orden in den Bann gethan ist und verfolgt wird von dem Bösen. Der Teufel, das ist die hochmüthige Aufklärung und die prahlerische Vernunft, welche sich klug dünkt, da sie doch dumm ist, welche von ihrer Erleuchtung spricht,

da sie doch im Dunkeln wandelt! Diese Vernunft zu befeinden, dieser Aufklärung entgegenzutreten, das ist jetzt die heilige Aufgabe unseres Ordens, der niemals stirbt, der niemals ausgetrieben wird. Denn Gott selber hat ihn in die Welt gesandt, damit er den Teufel bekämpfe, den Teufel der Aufklärung, welcher ist der Herr der Finsterniß. Ich habe Dich beobachtet, ich bin Dir gefolgt auf Deinen Wegen, und ich bin mit Dir zufrieden. Aber ich erwarte Größeres von Dir!

Was soll ich thun? Sprich, o Herr und Meister, gebiete, was soll ich thun?

Du sollst in ganz Europa wirken und schaffen für die Wiederherstellung des heiligen Ordens, Du sollst ihm unterordnen alle Geister, ihm dienstbar machen alle Reichen, alle Mächtigen, alle Angesehenen und Großen. In den Orden der Rosenkreuzer und der ägyptischen Maurerei sollst Du sammeln alle die verirrten und vereinzelten Schafe, damit es wieder Eine Heerde werde, welche harret ihres Hirten und ihm sehnsüchtig die Stätte bereitet. Der heiligen Kirche sollst Du die Bundesbrüder weihen, der allein seligmachenden Kirche, welche das erhabene Wohnhaus ist der heiligen Väter unseres Ordens.

Uns gehört die Welt, und Du sollst helfen, sie
uns wieder zu erobern! Die Ungläubigen sollst
Du bekämpfen mit allen Waffen. Selbst der
Betrug, der Mord, die Verleumdung, die Ver-
folgung sind heilige Waffen, wenn man sie an-
wendet zum Nutzen des heiligen Ordens und
zur Wiedererlangung seiner Macht. Vor nichts
darfst Du zurückschrecken, was nützen und from-
men kann dem erhabenen Ziel! Der Fürsten-
mord ist kein Mord, sondern eine gerechte Strafe,
wenn es gilt, einen mächtigen Feind aus dem
Wege zu räumen. Und müßtest Du Revolutionen
erregen, und müßten Völker mit Völkern im
grimmen Bruderkrieg sich zerfleischen, so werden
diese Revolutionen geheiligt, diese Bruderkriege
gesegnet sein, wenn sie dienen, die Macht unseres
Ordens zu stärken und ihm den Sieg zu bereiten
gegen seine Widersacher. Nur durch unsern
Orden kann die Glückseligkeit wieder in die Welt
kommen, kann die Menschheit wieder erlöst
werden. Wenn die heiligen Väter nicht sitzen
im Rathe der Fürsten, wenn sie nicht das Ge-
wissen sind der Mächtigen und nicht lenken die
Maschinen der Staaten, so geht die Welt zu
Grunde und die Menschheit ist verloren. Du
sollst helfen, mein Sohn, das Unheil abzuwenden

und das Heil wieder auf Erden auszubreiten! Manches schon hast Du gethan, Vieles noch sollst Du thun! Der Wunderglaube heiligt die Gemüther, gehe also hin und thue Wunder. Ueberall werden unsere Väter Dich unterstützen, denn Du weißt wohl, sie sind überall, obwohl man wähnt, daß sie nirgends sind. Der gottverruchte Ganganelli hat den Unseren wohl das Kleid, aber nicht die Seele ausgezogen, und wir sind und werden sein. Neuntausend Ordensbrüder habe ich ausgeschickt, in Europa für den Orden zu wirken, und an dem heiligen Bundeszeichen wirst Du sie erkennen. Sie werden für Dich wirken, wie Du für sie wirkst! Wenn Dir Gefahr droht, so werden die Unserigen es wissen und sie werden Dich befreien. Unangreifbar und unantastbar wirst Du sein, so lange Du gehorsam und treu wirkst für den heiligen Orden und immer mehr Gläubige und Diener für ihn anwirbst. Du hast mit richtigem Blick erkannt, daß hier in Preußen für uns eine wichtige Station ist, und ich lobe Dich deshalb, daß Du die Zukunft vorbereitest, denn die Zukunft wird hier unser sein! Wenn der königliche Religionsspötter gestorben ist, dann beginnt hier ein neues Reich, und die Rosenkreuzer werden zur Macht gelangen. Auch

die Laster müssen der Tugend dienen, und Bischofswerder und Wilhelmine Enke sind nützliche Mittel für heilige Zwecke. Daß Du dies erkannt hast, lobe ich an Dir! Fahre fort, mein Sohn, wie Du begonnen, und Du sollst mächtig und groß dastehen auf Erden! Kein Haar auf Deinem Haupte soll Dir gekrümmt werden, so lange Du ein treuer Diener der unsichtbaren Väter bist. Aber sobald Du zum Verräther würdest an der heiligen Sache, bist Du verloren, und unser Zorn wird Dich zermalmen.

Niemals, General, niemals werde ich zum Verräther werden, rief Cagliostro, die Arme wie zum heiligen Schwur emporhebend.

Ich hoffe es, mein Sohn. Unsere Feinde sollen Deine Feinde, unsere Freunde Deine Freunde sein. Sobald in meinem Namen einer der Brüder Dir befiehlt: „Tödte diesen Mann oder dieses Weib," so tödtest Du! Schwöre dies!

So tödte ich, wiederholte Cagliostro schaudernd. Ich schwöre dies!

Sobald in meinem Namen einer der Brüder Dir befiehlt: „Rette diesen Mann oder dieses Weib," so giebst Du Alles, Dein Leben selber hin, um sie zu retten. Schwöre dies.

Ich schwöre es!

Du stehst unter dem heiligen Tempel des Ordens, aber auch unter dem rächenden Schwerte des Ordens. Dessen bleibe mit Allem, was Du thust, stets eingedenk. Die Welt steht Dir offen, und unser Einfluß wird Dir überall zur Seite sein. Du sollst uns die Herzen der Mächtigen und Großen gewinnen, und Deinen Rosenkreuzerorden an die Stufen der Throne stellen. Der Groß=Kophta soll uns die Gläubigen zuführen.

Der Groß=Kophta wird Alles thun, was Du befiehlst, denn er ist immer nur der demüthige Knecht seines Generals, sagte Cagliostro, indem er wieder seine Lippen preßte auf die Hand, welche der Andere ihm darreichte.

Küsse nicht die Hand, sagte der General, es ist die Hand eines niederen Sterblichen. Küsse den Ring, denn es ist das unvergängliche Zeichen des unsterblichen Heiligen!

Cagliostro sank auf seine Kniee nieder. Ich küsse den Ring des Unsterblichen, rief er, den Ring des heiligen Ignatius von Loyola. Ich schwöre ewige Treue, unerschütterlichen Gehorsam, standhafte Liebe bis in den Tod.

Erhebe Dich wieder, gebot der General. Die Zeit ist gekommen, und wir müssen scheiden.

Ich bin da, um Dich auszurüsten mit dem, was Dir nöthig ist zur weiteren Reise durch das Leben. Hier sind Empfehlungsbriefe nach Warschau und Mitau, hier andere nach Paris und London. Sie behalten Gültigkeit, und wenn sie auch erst nach Jahren abgegeben werden. Und hier ist das Wichtigste, Geldbriefe und Wechsel auf angesehene Banquierhäuser, im Werthe von fünfmalhunderttausend Thalern.

Eine halbe Million, rief Cagliostro beinahe entsetzt.

Ja, eine halbe Million, wiederholte der General, und sein graues fleischloses Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Wundert Dich das? Der Groß-Kophta muß reisen und leben wie ein Fürst, damit er die Augen der Brüder verblende, und die Gemüther der Mächtigen sich unterordne. Wir geben Dir eine halbe Million, aber erinnere Dich, daß Du überall unter den wachsamen Augen des Ordens stehst, und daß es auf Erden nirgends eine Stätte giebt, wo Du Dich verbergen könntest vor unserer Rache mit der halben Million, die wir Dir anvertraut. Du sollst sie ausgeben, um damit Seelen zu erkaufen und Throne zu gewinnen, denn mit Geld kauft man Alles: die Herzen und die Gewissen der Menschen.

Du sollst leben als grand Seigneur, und der Groß-Kophta soll es den Fürsten gleichthun. Hier sind Deine Creditbriefe, nimm sie hin!

Er reichte Cagliostro fünf versiegelte Briefe dar und fuhr fort: Sie sind ausgestellt für fünf Jahre, und nur einer ist in jedem Jahr gültig. Du kannst sie nach der Nummer erkennen. Der Brief, mit Numero Eins bezeichnet, ist für dieses Jahr, der mit Numero Fünf hat erst in fünf Jahren seine Gültigkeit. Du siehst, der Orden ist bedacht für Deine Sicherheit, und fünf Jahre Deines Lebens sind aller irdischen Sorge enthoben. Im Geiste sollst Du schaffen, und die Welt sollst Du bezaubern, damit sie erlöst werde durch die alleinseligmachende Kirche und den heiligen Orden!

Er neigte grüßend sein Haupt und machte mit der erhobenen Rechten gegen Cagliostro das Zeichen des Kreuzes, dann ging er mit langsamem, feierlichem Schritt durch den Saal hin, die Stufen zu dem Thron hinauf, und schlug den Schleier zurück, welcher Lorenza umhüllte.

Sie schaute zu ihm auf mit glühenden Wangen, mit leuchtenden Augen, und ein wundervolles Lächeln umspielte ihre vollen Purpurlippen.

Mit diesem Lächeln wollte sie ihren Dank aussprechen für das fürstliche Geschenk, das ihr Gemahl empfangen, mit diesen leuchtenden Augen dem General ihr Entzücken, ihre Liebe und Treue schwören.

Er schaute sie an mit dem kalten, ruhigen Auge des Arztes, der eine Kranke beobachtet.

Du hast gehört, was ich gesprochen habe? fragte er.

Ja, heiliger Vater, erwiderte sie mit ihrer süßen flötenden Stimme. Ich habe Alles gehört, und mein Herz ist voll Dankbarkeit und Rührung.

Beweise das, indem Du Deinem Gatten beistehest und hilfst, die großen Ziele zu erreichen, nach denen wir ihn aussenden. Ich habe es schon gesagt: auch das Laster muß der Tugend dienen, und so mußt auch Du uns dienen, Lorenza. Die Schönheit ist auch eine Macht, und wenn sie heiligen Zwecken dient, so ist sie selber geheiligt. Verwende Deine Schönheit, um dem Orden Anhänger zu gewinnen, und die Macht der Rosenkreuzer auszubreiten in allen Ländern und unter allen Völkern!

Ich schwöre, daß dies mein heiliges Bestreben

sein soll, rief Lorenza, indem sie sich von dem Ruhebett erheben wollte.

Doch die Hand des Generals drückte sie wieder in die Polster zurück. Bleib', sagte er gebieterisch, es ist Niemand hier, den Du bezaubern sollst! Bleib'! Ich bringe Dir, was Du am meisten bedarfst: Vergebung für Deine Sünden, und einen Ablaßschein für alle Sünden, die Du noch begehen wirst, wenn Du schwörst: der heiligen Kirche und den frommen Vätern Jesu treu zu dienen!

Ich schwöre es, rief Lorenzo feierlich.

Hier ist der Ablaßbrief, vom Papste, dem frommen Pius dem Sechsten selber ausgestellt auf Deinen Namen, und für Dich. Nimm ihn hin und thue Deine Pflicht!

Er legte ein mit dem päpstlichen Siegel versehenes Pergament auf Lorenza's Schulter, hob dann den Schleier und deckte ihn wieder über ihre Gestalt hin.

Ich segne Dich und vergebe Dir Deine Sünden, sagte er, indem er das Zeichen des Kreuzes machte.

Segne auch mich, mein Herr und Meister, rief Cagliostro, auf der untersten Stufe des Thrones niederknieend.

Ich segne Dich im Namen Loyola's! Bleibe auf Deinen Knieen und folge mir nicht.

Er breitete seine Hände aus über ihn, und schritt langsam die Stufen hinunter. Durch die großen Fensterscheiben drang der erste Strahl der Morgensonne, beleuchtete mit goldenem Schein die knieende Gestalt Cagliostro's, und machte die Brillanten auf seiner Stirn höher aufflammen.

Er hatte sein Haupt tief auf seine Brust gesenkt, und verweilte in dieser Stellung, während der Jesuit an ihm vorüber nach der Ausgangsthüre hinschritt.

Als er den langsamen schweren Schritt nicht mehr hörte, als hallend die Thüre zuschlug, sprang Cagliostro von seinen Knieen auf.

Er ist fort, sagte er. Gott sei Dank, er ist fort!

Ja, er ist fort, wiederholte Lorenza, indem sie von dem Ruhebett niedersprang. Ist es wahr, hat er Dir wirklich eine halbe Million gegeben?

Cagliostro hielt ihr mit triumphirender Miene die Briefe entgegen. Sieh diese Adressen, sie sind an die ersten Banquierhäuser in Rom, Paris, London und Berlin.

Und Du glaubst, daß sie echt sind?

Ich bin überzeugt davon!

So hätten wir also jetzt schon unser Ziel erreicht, jubelte Lorenza. So sind wir reich und mächtig!

Nein, sagte Cagliostro schwermüthig. Wir sind ärmer denn je. Dieses Geld macht uns zu Sclaven, zu abhängigen Werkzeugen. Du hast es ja gehört, Lorenza, wir sind überall in dem Tempel, aber auch überall unter dem Schwerte des Ordens!

4.

Ein pensionirter General.

Frau, rief der General von Werrig, indem er, auf seinen Krückstock gestützt, in das Zimmer der Generalin hereinhumpelte, Frau, da ist das Antwortsschreiben von unserm allergnädigsten Herrn und König. Der Courier, welcher heute im Kriegsministerium angelangt ist, hat es mitgebracht und mir eben durch einen Expressen übersandt.

Und wie lautet die Antwort des Königs? fragte die Generalin, eine bleiche, hagere Frau mit pockennarbigem Gesicht, mit harten, strengen Zügen, mit matten, grauen Augen, die niemals in zärtlichem Feuer mochten aufgeflammt sein, mit blutlosen, schmalen Lippen, auf welchen niemals ein Lächeln gezuckt hatte. Und wie lau=

tet die Antwort des Königs? wiederholte sie mit ihrer harten, rauhen Stimme noch einmal, als ihr Gemahl, keuchend und pustend von der Anstrengung des Gehens, auf einen Stuhl niedersank und sich das dicke, rothe Gesicht mit dem rothbaumwollenen Taschentuch trocknete.

Ich habe ihn noch nicht gelesen, keuchte der alte Mann. Ich dachte, ich wollte meiner Frau Gemahlin die Ehre überlassen, die Antwort des Königs zuerst zu lesen, dieweil meine hochgelehrte Frau Gemahlin ja auch das Bittschreiben an Seine Majestät verfaßt hat.

Die Generalin schien nicht im mindesten erstaunt zu sein über dieses rücksichtsvolle Benehmen ihres Gemahls. Sie nahm mit einer ungestümen Bewegung das versiegelte Schreiben aus seinen Händen entgegen, und indem sie sich damit an ihren Platz vor dem Nähtisch in der Fensternische niederließ, erbrach sie langsam das Siegel und schlug das Papier auseinander.

Der alte General heftete seine kleinen grauen Augen unverwandt auf das unbewegliche Antlitz seiner Gemahlin, und sein aufgedunsenes rothes Gesicht drückte ängstliche Spannung und Erwartung aus.

Tiefe Stille herrschte für einige Minuten

in dem Gemach. Nur die Wanduhr ließ ihren gleichmäßigen Pendelschlag vernehmen, und als der Zeiger jetzt den Ablauf von einer Stunde markirte, sprang ein Kuckuk aus dem Baum hervor, der über dem Zifferblatt gemalt war, und ließ elfmal sein heiseres, unkenhaftes Geschrei vernehmen.

Er wird alle Tage verstimmter, brummte der General, indem er zu dem alten, vergilbten Zifferblatt der Wanduhr aufschaute, und den gedankenvollen Blick an den Schnüren hinuntergleiten ließ, an welchen die eisernen Gewichte hingen. Und von dort schweifte sein Auge alsdann durch das ganze Gemach, weilte auf jedem der Meubles und begegnete überall dem Alter, der Hinfälligkeit und Dürftigkeit. Ein alter, wackliger Divan mit geflicktem und verblaßtem Seidenbezug, ein alter Großvaterstuhl daneben, von dessen Polster der alte General aus langjähriger Erfahrung wußte, daß er hart war wie Stein, ein runder Tisch vor dem Divan, der mit einem verblichenen Wollenteppich bedeckt war, um die abgegriffene verblindete Politur zu verbergen, dann einige Rohrstühle an den Wänden, ein alter schwarzer Eichenschrank neben der Thür, und in der einen der Fensternischen der Nähtisch der

Frau Generalin — das war das Ameublement dieses Gemachs. Vor den Fenstern hingen Vorhänge von verblaßtem Wollenzeug, an der mit grüner Farbe übertuschten Kalkwand einige Schildereien und Bilder, unter denen das Bildniß des Königs, ein schöner Kupferstich, welcher Friedrich in seiner Jugendschönheit darstellte, eine hervorragende Stelle einnahm. Es war ein verdrießliches, mürrisches Gemach, das sicherlich von der Frau Generalin arrangirt war, und genau mit ihrer mürrischen Physiognomie und ihrer reizlosen, strengen Gestalt harmonirte.

Der General brach endlich das Schweigen. Ich bitte Dich, Klotilde, sagte er mit sehr unterwürfiger Stimme, sage mir, was schreibt der König?

Sie faltete das Papier zusammen, und ein Blitz der Freude flammte in ihren Augen auf.

Genehmigt, sagte sie, Alles genehmigt.

Der General sprang von seinem Stuhl empor, und humpelte trotz der Gicht, die ihm die Füße lähmte, mit jugendlicher Lebendigkeit hin, um seine Gemahlin zu umarmen.

Du bist ein capitales Weib, rief er, indem

er einen schallenden Kuß auf die kalte, graue Wange der Generalin drückte. Es war der klügste Streich meines Lebens, daß ich Dich heirathete, Klotilde.

Von mir könnte ich wohl das Gegentheil behaupten, Emerentius, erwiderte sie verdrießlich. Es war sicherlich nicht klug von mir gehandelt, daß ich, ein Fräulein von so vornehmem Hause, und so verwöhnt in meinen Bedürfnissen, mich mit einem Officier verheirathete, den der König auf dem Schlachtfelde geadelt hatte, der nichts besaß als seine Hauptmannsgage, und von dem ich wußte, daß er ein leichtsinniger Mensch, ein Spieler sei.

Ja, meine Klotilde, die Liebe war stärker als Deine Vernunft, sagte der General begütigend, die Liebe ist Deine Entschuldigung.

Dummheit, rief Frau von Werrig ärgerlich. Die Liebe ist nie eine Entschuldigung, immer nur eine Dummheit.

Nun, so nehmen wir lieber an, daß Du mich nicht aus Liebe geheirathet hast, bemerkte der General. Nehmen wir an, daß Du es aus purer Vernunft thatest, weil Du fandest, daß es Zeit wäre, unter die Haube zu kommen, und daß es trotz Deiner Menge Ahnen und Deines vor=

nehmen Hauses doch für Dich leider keine andere Partie geben wollte, als diesen Hauptmann, den der König wegen seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde von Leuthen geadelt hatte, der übrigens ein recht hübscher und angenehmer Officier war, und von dem man noch hoffen durfte, daß er avanciren würde. Und Du wurdest ja auch in Deinen Hoffnungen nicht betrogen, meine gute Klotilde. Ich avancirte wirklich, und war bereits Major, als unglücklicher Weise der Hubertsburger Frieden unserm fidelen Kriegsleben ein Ende machte. Aber Du weißt, ich bin auch noch in den Friedenszeiten avancirt. Seine Majestät hatte es nicht vergessen, daß ich ihn damals bei Leuthen mitten aus dem Feind herausgehauen, er machte mich zum Obristlieutenant, zum Obrist, und als ich wegen der infamen Gicht meinen Abschied nehmen mußte, da gab er mir den Titel als General.

Ohne Excellenz, sagte seine Gemahlin trocken. Nicht einmal das Vergnügen habe ich, daß man mich Excellenz titulirt. Es wäre doch eine kleine Entschädigung gewesen für mein trauriges, kärgliches Dasein, es hätte doch manche meiner Jugendfreundinnen geärgert, wenn sie mich hätten Excellenz nennen müssen. Aber nein, nicht ein=

mal einen schönen Titel hat mir die Heirath eingebracht, nichts als Sorgen.

Aber eine schöne Tochter, Klotilde, vergiß das nicht. Unsere Marie ist schön, klug und gut, und durch sie wirst Du ja nun doch ein glückliches, ruhiges Leben erlangen! Denn Du sagst ja, der König habe Alles bewilligt, um was wir ihn gebeten haben.

Alles! wiederholte die Generalin betonend. Wir sind jetzt am Ende aller unserer Noth und Sorge, und können wenigstens darauf rechnen, ein sorgenfreies und ruhiges Alter zu haben, denn der Herrgott ist gnädig gewesen, und hat Dich gezwungen, Deinem leichtsinnigen Spielerleben ein Ende zu machen, und die Gicht bewahrt uns Gott sei Dank vor dem Elend, das so oft schon durch Deine unglückselige Leidenschaft über uns hereingebrochen ist.

Ich habe nur zu Anfang aus Leidenschaft gespielt, sagte ihr Gemahl begütigend, nachher habe ich immer nur gespielt, um das Verlorene wieder zu gewinnen.

Und hast dabei immer Alles verspielt, was wir besaßen, hast auf Ehrenwort gespielt, so daß wir Jahre lang die Hälfte Deiner Pension für Deine Spielschulden hergeben und noch

Gott danken mußten, daß der König nichts davon erfuhr, sonst hätten wir das Schlimmste riskirt.

Ich bitte Dich, geliebte Klotilde, bat der General, erhitze Dich nicht ohne Noth über die Vergangenheit; sie ist ja vorübergegangen, und wie Du sagst, fesselt mich die Gicht leider an das Haus und bewahrt mich vor jeder Versuchung.

Nicht leider habe ich gesagt, verbesserte seine Gemahlin. Gott sei Dank habe ich gesagt, daß die Gicht Deinem leichtsinnigen Leben ein Ende gemacht hat.

Also Gott sei Dank, meine Liebe. Laß uns doch darüber nicht streiten. Es ist ja vorüber, und für die Zukunft werden wir also ein glückliches und zufriedenes Leben führen, da der König Alles bewilligt hat.

Wir erhalten von unserm Schwiegersohne ein Jahrgehalt, das an mich ausgezahlt wird, und das ich zu verwalten habe.

Der General seufzte. In diesem Falle fürchte ich, daß ich nicht viel davon bekommen werde.

Jedenfalls, bemerkte seine Gemahlin mit scharfem, gereiztem Tone, jedenfalls mehr, als

ich jemals von Deiner Gage und Deiner Pension erhielt.

Es bleibt nur noch Eins übrig, meine Theure, sagte der General ausweichend. Nur, daß unsere Tochter Marie ihre Einwilligung giebt.

Die Generalin ließ ein kurzes, rauhes Lachen vernehmen, das indessen nicht im mindesten ihr düsteres Angesicht aufhellte. Wir werden sie nicht darum bitten, sondern wir werden ihr befehlen, ihre Einwilligung zu geben, rief sie.

Der General zuckte die Achseln. Du weißt, sagte er schüchtern, Marie hat einen sehr entschlossenen Charakter, und —

Nun, warum zögerst Du? fragte seine Gemahlin ungeduldig. Was, und?

Und ich glaube, sie liebt den Prorector Moritz noch immer.

Die Generalin lachte zum zweiten Male. Aber diesmal hatte ihr Lachen etwas Drohendes; es klang wie eine Herausforderung. Den Schulmeister, rief sie verächtlich. Sie soll es nur wagen, mir noch einmal zu wiederholen, daß sie den Schulmeister liebt. Sie, die Tochter

eines Generals und einer geborenen Reichsgräfin.

Meine Theure, sagte der Gemahl, dies war Dein Fehler? Der einzige Fehler vielleicht, den Du jemals gemacht hast! Wie konntest Du nur einen so jungen, schönen und angenehmen Mann in unser Haus kommen lassen, und ihn zum Lehrer unserer Tochter machen!

Wie konnte ich denken, daß meine Tochter so entartet sein könnte, sich in einen Bürgerlichen, in einen ganz simpeln Schulmeister zu verlieben!

Und zwar: so zu verlieben, daß sie gleich seine Frau werden möchte! Es ist freilich unerhört, und zumal jetzt recht ärgerlich, denn wenn sie bei ihrer Liebe beharrt, und —

Sie wird nicht beharren, unterbrach ihn die Generalin. Sie wird thun, was wir ihr befehlen! Mein Wort darauf. Was plaudern wir! Es ist besser, die Entscheidung sogleich herbeizuführen.

Und mit entschlossener Miene stand die Generalin auf, trat zu der kleinen Messingklingel, die in der Mitte des Wollenteppichs auf dem runden Sophatische stand, und schellte heftig.

Einige Secunden waren kaum vergangen,

als die Seitenthür geöffnet ward, und ein kleines verwachsenes Dienstmädchen, die schmutzige Schürze zur Seite geschlagen und mit dem Zipfel in das Gürtelband eingesteckt, in der Thür erschien.

Geh' hinauf zu dem gnädigen Fräulein, befahl die Generalin. Sage ihr, sie möchte sogleich zu uns herunterkommen!

Das Mädchen, statt sich zu beeilen, den erhaltenen Befehl auszuführen, blieb auf der Schwelle stehen.

Ich darf jetzt nicht herauf kommen, sagte sie mit lauter, krächzender Stimme. Sie hat gesagt, ich solle sie nicht stören, und wenn Besuch käme, sollte ich sagen, sie wäre nicht zu Hause. Sie hat heute sehr viel zu thun, denn das Blumenbouquet soll in einer Stunde schon abgeholt werden, und zwei Lectionen hat sie auch noch heute zu geben. Sie quält sich freilich vom Morgen bis in den Abend, und da darf man sie nicht stören.

Ich befehle es Dir, rief die Generalin heftig, Geh' hinauf, und sage dem gnädigen Fräulein, sie solle sogleich herunter kommen, wir hätten ihr wichtige Dinge zu sagen. Keine Widerrede! Geh', Trude!

Trude zuckte die Achseln, aber sie wagte nicht zu widersprechen, denn sie kannte diesen kalten, gebieterischen Ton der Generalin, und wußte, daß man sich ihm fügen müsse.

Es wird sicherlich nichts Gutes sein, was sie ihr zu sagen haben, brummte Trude, indem sie hastig jetzt die Treppe hinauf eilte, welche von dem ersten Stockwerk des kleinen niedrigen Hauses zu dem schrägen Oberboden unter dem Dach führte. Hier und da waren in dem Dach einige Ziegelsteine gelüftet und schräg gestellt. Durch diese Oeffnungen drang ein matter Lichtschimmer ein, der das Gebälk des Daches und den niedrigen Boden erhellte und Trude den Weg zeigte zu der Thür an dem Ende desselben. Vor dieser Thür blieb sie stehen und klopfte leise.

Darf ich eintreten, gnädiges Fräulein? Ich bin es, die Trude!

Die Thür ist offen, Trude, rief eine liebliche Mädchenstimme, und die alte Trude öffnete nun hastig die Thüre und trat ein in das Giebelzimmer, das sich vor ihr aufthat.

Es war ein allerliebstes kleines Zimmer, recht das Zimmer eines jungen Mädchens. Das mit schneeweißem Linnen bedeckte Bett, umgeben

von weißen Vorhängen, welche über einen in der Wand über dem Bette angebrachten Haken niederfielen. Eben solche weiße Vorhänge vor dem breiten, niedrigen Giebelfenster, das mit seiner Vertiefung gewissermaßen ein lichtes Vorzimmer zu dem eigentlichen düstern Zimmer bildete, welches dahinter lag. In diesem lichten Vorzimmer hatte das junge Mädchen Alles zusammengestellt, was zu ihrem Leben und zu ihrem Vergnügen nothwendig sein mochte.

Da waren die schönsten, duftendsten Blumen auf dem Fenstersims, da hing in hübschem Messingbauer der muntere, lichtgelbe Kanarienvogel, da waren hübsche Kupferstiche aufgehangen, da stand der Tisch, auf welchem allerlei Blumen von Zeug in einer Vase zu einem prächtigen Bouquet vereinigt waren, und da endlich vor diesem mit Werkzeugen, Papieren und bunten Zeugen bedecktem Tische saß die Besitzerin dieses Zimmers, die Tochter des Generals und der Generalin von Werrig.

Ein junges Mädchen von kaum zwanzig Jahren, eine stolze, imposante Gestalt, einfach, aber anmuthig gekleidet. Das leicht gepuderte Haar nach damaliger Mode hochaufgethürmt über der breiten, klaren Stirn, und auf der

rechten Seite mit einer blauen Cocarde geschmückt, von der einige leichte, luftige Bandenden niederflatterten. Das edelgeformte, schöne Angesicht leicht geröthet, und um die dunkelrothen Lippen einen Ausdruck muthiger Energie. Als die alte Trude eintrat, hob das junge Mädchen langsam die Augen von der Rosenknospe, mit deren Anfertigung sie eben beschäftigt gewesen war, empor, und heftete sie auf die Eintretende. Welche große schwarze Augen waren das, wie funkelten sie hervor unter den zartgeschwungenen schwarzen Brauen, die ihre Stirn begrenzten!

Nun, Alte, sagte sie freundlich. Was giebt es? Hast vergessen, daß ich heute ungestört arbeiten wollte?

Hab's nicht vergessen, gnädiges Fräulein, aber —

Aber das hast Du vergessen, daß ich hier oben in meinem Dachstübchen nicht Dein gnädiges Fräulein bin, unterbrach sie das junge Mädchen, nein, nicht Dein gnädiges Fräulein, sondern Deine Marie, die Du als Kind gepflegt und gewartet hast, und deren beste und treueste Freundin Du gewesen bist, so lange sie lebt. Komm hieher, Alte, und gieb mir die Hand, und dann sage, was Du zu sagen hast!

Die alte Trude schlurfte eilig heran auf ihren Lederpantoffeln, und ihr häßliches altes Angesicht war jetzt beinahe hübsch, als sie mit dem Ausdruck glühender Zärtlichkeit in das schöne Angesicht schauete, welches ihr entgegenlächelte, als sie ihre harte braune Hand in die dargereichte kleine weiße Hand des jungen Mädchens legte.

Marie, sagte sie leise und beinahe ängstlich, Du sollst sogleich herunter kommen zur Frau Mutter und zum Herrn Vater. Sie hätten Dir 'was sehr Wichtiges zu sagen.

Etwas Wichtiges, wiederholte Marie, die Arbeit bei Seite legend. Weißt Du, was es ist?

Nichts Gutes, fürchte ich, seufzte die alte Trude. Es kam vorher ein Soldat. Er sagt, er käme aus dem Kriegsministerium und brächte einen Brief an den Herrn General, der aus Breslau, aus dem Cabinet des Königs geschickt wäre.

Oh, mein Gott, was kann das zu bedeuten haben? fragte Marie erschrocken, indem sie aufsprang. Es geht etwas vor, ich weiß es! Ich habe es gemerkt an den hingeworfenen Aeußerungen des Vaters, an der stolzen, drohenden Miene der Mutter und vor allen Dingen an der

dreisten Zudringlichkeit dieses Menschen, den ich verabscheue, wie man das Laster, die Dummheit, die Langeweile verbscheut. Sie wollen es nicht glauben, daß ich ihn hasse, daß ich lieber —

Marie, kommst Du nicht, Marie? tönte von unten herauf die gebieterische Stimme der Generalin.

Ich muß gehorchen, sagte Marie hochathmend, und sie eilte nach der Thür hin. Die alte Trude folgte ihr, und jetzt, da Marie eben den Fuß auf die erste Stufe der Treppe gesetzt hatte und hinuntergehen wollte, legte sie ihr die Hand auf den Arm und hielt sie fest. Marie, sagte sie leise und hastig, Marie, sie haben es mir zwar verboten, jemals mit Dir von ihm zu sprechen, aber ich muß es doch.

Marie blieb wie angewurzelt stehen, und eine tiefe Gluth schoß einen Moment über das Antlitz hin, das in athemloser Spannung aufschauete zu der alten Trude, welche oben an der Treppe stand und sich zu ihr niederneigte.

Sprich, Trude, murmelte sie leise.

Marie, ich habe ihn gesehen, heute, vor einer Stunde!

Wo, Trude, wo hast Du ihn gesehen?

Drüben, an der Ecke von der Friedrichsstraße, wo der Bäcker wohnt. Er stand da und hatte auf mich gewartet, denn er weiß ja, daß ich um die Zeit immer dahin gehe. Er sagte, er wäre schon zwei Stunden da und hätte schon gefürchtet, ich würde gar nicht kommen.

Was sagte er, Trude. Um Gottes willen, rasch. Was sagte er weiter?

Er sagte, ich sollte meinem lieben gnädigen Fräulein vermelden, daß er lieber sterben wolle, als das Leben auf diese Art noch länger ertragen. Er würde heute Mittag um zwölf Uhr hieher kommen.

Heute Mittag, flüsterte Marie, und das sagst Du mir erst jetzt?

Ich wollt's Dir eigentlich gar nicht sagen, Marie, denn ich dacht', es wäre besser, wenn kein Mensch davon wüßte, und Du Dich nicht zu verstellen brauchtest. Aber jetzt, wenn sie Dir etwas anhaben wollen, Marie, so weißt Du, er kommt, und er wird Dir beistehen!

Er wird mir beistehen, ja, er wird —

Marie, schrie die Generalin, und am Fuß der Treppe erschien jetzt ihre dürre, hagere Gestalt.

Marie flog die steile Treppe hinunter, und hinter der Generalin, welche, ohne ein Wort an sie zu richten, wieder über den kleinen Vorplatz in die offenstehende Thür geschritten war, trat sie in das Wohnzimmer ihrer Aeltern ein.

5.

Der Brief des Königs.

Marie, sagte die Generalin, nachdem sie sich mit gravitätischer Ruhe auf das harte Polster des Divans niedergelassen hatte, neben welchem der General auf seinem Lehnsessel saß und emsig mit der Hand sein schmerzendes rechtes Bein streichelte, Marie, nimm Dir einen Stuhl und setze Dich zu uns!

Marie holte leise einen der Rohrstühle und nahm, ihren Eltern gegenüber, an der andern Seite des Tisches Platz.

Wir haben soeben ein Schreiben aus dem Cabinet des Königs erhalten, sagte die Generalin feierlich. Es ist nöthig, daß Du den Inhalt desselben kennst, und ich werde es Dir deshalb vorlesen. Ich verbiete Dir aber ausdrücklich, daß

Du mich während der Vorlesung auf Deine gewöhnliche heftige Art unterbrichst und Deine Bemerkungen machst, die immer höchst obstinater und unangenehmer Natur sind. Du hast mich doch verstanden, Marie?

Vollkommen, meine gnädigste Frau Mutter, erwiderte Marie, sich leicht verneigend. Ich werde Ihrem Befehle gemäß schweigend und ohne eine Unterbrechung zu wagen der Vorlesung zuhören, welche Sie uns von dem Schreiben des Königs machen wollen.

Dieses Schreiben ist natürlich an Deinen Vater gerichtet, sagte die Generalin, denn in seinem Namen hatte ich ja an den König geschrieben.

Ich wußte nicht, daß Sie überhaupt an Seine Majestät geschrieben hatten, liebe Mutter.

Die Generalin schleuderte einen zornigen Blick auf das sanfte und entschlossene Gesicht ihrer Tochter.

Du vergißt schon jetzt meinen Befehl und Dein Versprechen, mich ohne Unterbrechung anzuhören! Ja, ich hatte an Seine Majestät geschrieben, und es ist gar nicht nöthig, Dir zu sagen, was ich, oder vielmehr Dein Vater, von dem König erbeten hatte, denn Du wirst es aus

dem Antwortschreiben unseres gnädigen Landesvaters ersehen. Dieses Schreiben also lautet:

„Lieber Getreuer! Ich habe Seine Bittschrift erhalten, und es ist mir angenehm gewesen, bei dieser Occasion von Ihm zu erfahren, daß es Ihm wohl gehet, und daß Er anjetzo ein gesetztes, raisonnables Leben führt, da Er früher zu Klagen Anlaß gegeben; denn es ist mir wohl bekannt, daß Er sich einem liederlichen Leben hingegeben, und daß das abominable Hazardspiel Ihm und Seiner Familie viel Noth und Unglück bereitet hat. Er weiß, daß ich für Ihn zweimal seine Schulden bezahlt habe, aber beim zweiten Male Ihm mit meinem königlichen Wort die Assurance gab, daß ich niemals wieder einen Groschen für Ihn bezahlen würde, und daß, wenn Er jemals wieder dem Laster des Spiels sich überließe und Spielschulden mache, ich Ihn nach Spandau auf die Festung schicken und Seine Pension cassiren würde. Nichtsdestoweniger hat Er nachher doch wieder gespielt und Sein lasterhaftes Leben von Frischem begonnen. Wenn ich trotz dessen Ihn nicht, wie ich Ihm gedroht und Er es verdient hatte, nach Spandau in's ewige Prison schickte, so kam das daher, weil ich Mitleid mit Ihm hatte, und weil ich daran dachte,

daß Er ein tapferer Soldat gewesen, der mir bei Leuthen einen guten Dienst geleistet. Aus diesem Grunde will ich nun auch Seine Bitte erfüllen und gestatten, daß, da Er keinen Sohn hat, Sein Name und Wappen auf Seinen Schwiegersohn übergehe. Der Name von Werrig-Leuthen ist wohl werth, daß er erhalten werde und unseren nachfolgenden Geschlechtern ein exemple sei von den tapferen Thaten, welche meine Soldaten vollbracht, und von der Anerkennung, welche ihr König ihnen zollte. Ich gebe also meine Permission, daß der Ludwig Ebenstreit, bisheriger Inhaber eines Bankgeschäfts, Seine Tochter und Sein einziges Kind heirathe, und —"

Marie stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sprang von ihrem Sitz empor. Mutter —

Still, gebot die Generalin. Ich befehle Dir, mich nicht zu unterbrechen, sondern mit geziemender Ehrfurcht das Schreiben Seiner Majestät zu Ende zu hören!

Und mit erhobener Stimme, zuweilen aufblickend, um einen strengen, gebieterischen Blick auf ihre Tochter zu werfen, las sie weiter: „und sich hinfüro nenne: Ludwig Werrig von Leuthen, wobei ich nur souhaitire, daß er dem neuen

Namen Ehre mache und sich als ein wahrer Edelmann allzeit bewähre. Es muß aber der Ludwig Ebenstreit sofort und unverzüglich sein Bankgeschäft aufgeben oder verkaufen, weil ich nicht permittiren kann, daß ein Edelmann das Gewerbe bürgerlicher Leute fortführe und ein Kaufmann bleibe. Ein Edelmann muß Soldat sein oder Gutsbesitzer, und wenn Sein zukünftiger Schwiegersohn beides nicht sein will, so kann er nur als Particulier und Rentier sein Geld verzehren, und solches kann er ja haben; wobei ich aber befehle, daß Sein Schwiegersohn sein Geld im Inlande verzehre, und nicht die Capitalien, die er im Inlande erworben, in's Ausland trage. Wenn er solches thun würde, so sollte es ihm schlimm ergehen, und ich würde ihn mit Gewalt zurückholen lassen. Das mag Er ihm annonciren, und danach hat er sich zu richten. Für den Adelsbrief, welchen ich Seinem Schwiegersohn werde ausstellen lassen, soll derselbe an das Invalidenhaus in Berlin die Summe von einhundert Louisd'or auszahlen, aber es kommt auf ihn an, ob er, als ein rechter Edelmann, vielleicht zur Recompense an meine armen Invaliden noch mehr zahlen will. Die Hochzeit soll aber nicht eher stattfinden, als bis der Adelsbrief ausge-

stellt und in den Berlinischen Zeitungen publicirt ist, da ich nicht will, daß die Tochter eines Generals und einer Reichsgräfin eine Mesalliance mache. Ihr könnt Alles vorbereiten zu der Hochzeit, und wenn die Publication erfolgt ist, dann mögen sich die jungen Leute copuliren lassen. Damit aber Seine Tochter nicht ohne Aussteuer zu ihrem reichen Manne in das Haus komme, schenke ich ihr eintausend Thaler, wofür sie sich eine Aussteuer kaufen soll, und wird das Geld gegen eigenhändige Quittung Seiner Tochter von meiner General-Staatskasse in Berlin ausgezahlt werden. Im Uebrigen verbleibe ich Sein wohlgewogener König Friedrich." — Und hier am Rand, fuhr die Generalin fort, indem sie mit einem Blick boshafter Schadenfreude zu ihrem Gemahl hinüberschaute, hier hat der König mit eigener Hand noch einige Zeilen geschrieben. Sie lauten: „Ich habe Ordre gegeben, daß das Geld nur persönlich von Seiner Tochter gegen ihre persönliche Quittung erhoben werden kann. Denn ich kenne Ihn und weiß, daß Er nicht spielt, weil Er kein Geld, aber die Gicht hat. Wenn Er baar Geld hätte und keine Gicht mehr, so würd' Er die Aussteuer Seiner Tochter zum Teufel spielen et c'est cela ce que je ne veux

pas, denn ein adelig Fräulein soll nicht arm wie eine Kirchenmaus sich an einen reichen Mann verheirathen. Friedrich."

Eine tiefe Stille trat ein, als die Generalin geendigt hatte. Ihr Gemahl war immer noch eifrig damit beschäftigt, sein krankes, schmerzendes Bein mit der flachen Hand zu reiben. Marie saß da, die Hände auf ihre Brust gedrückt, als wolle sie die Seufzer, das Schluchzen, das aus ihr sich hervorringen wollte, gewaltsam zurückdrängen. Ihre großen schwarzen Augen waren mit einem Ausdruck schmerzlichen Entsetzens auf ihre Mutter gerichtet, und sie schien in Todesangst auf diesem kalten, unbeweglichen Angesicht nach einem Zug der Theilnahme, des Erbarmens zu spähen.

Die Generalin faltete langsam das Schreiben wieder zusammen und legte es auf den Tisch. Du weißt nun Alles, Marie, sagte sie dann nach einer Pause. Du weißt nun, daß wir, wie es Eltern geziemt, über Deine Zukunft und Deine Hand bestimmt haben. Du wirst Dich, wie es einer gehorsamen und wohlerzogenen Tochter zukommt, ohne zu murren und zu widersprechen, den Anordnungen Deiner Eltern fügen, und den Gemahl, den unsere Fürsorge Dir bestimmt hat,

annehmen. Er wird noch heute herkommen, um Dein Jawort zu empfangen. Du bist von heute an die Braut des zukünftigen Herrn von Werrig, und es versteht sich von selbst, daß von dieser Stunde an die höchst unpassenden und unanständigen Beschäftigungen, denen Du Dich bisher überließest, aufhören. Du darfst keine Blumen mehr machen, und keine Lectionen mehr ertheilen. Die Zeit solcher Erniedrigungen und Demüthigungen ist, Gott sei Dank, jetzt vorüber, und meine Tochter darf sich nicht ferner dazu hergeben, eine Schulmeisterin zu sein. Du hast heute nur nöthig, die Quittung zu schreiben, und dann werde ich mit Dir in das Finanzamt gehen, um die eintausend Thaler zu erheben.

Ich werde diese Quittung nicht schreiben, sagte Marie mit leiser, aber fester Stimme.

Die Generalin, welche sich eben erheben wollte, sank wieder auf den Divan zurück; der General, dessen Aufmerksamkeit anscheinend ganz von dem Reiben seines Beins in Anspruch genommen war, hielt jetzt im Reiben inne, und hob sein rothes, gedunsenes Gesicht empor, um seine Tochter mit erstaunter Miene anzusehen.

Du wirst diese Quittung nicht schreiben? wiederholte die Generalin. Habe ich recht ge-

hört? Waren das wirklich die Worte, welche meine hier anwesende Tochter Marie gesprochen hat?

Ja, Mutter, ich habe sie gesprochen, erwiderte sie sanft. Ich werde und ich kann diese Quittung nicht schreiben.

Und warum wirst und kannst Du die Quittung nicht schreiben? fragte die Generalin mit höhnischer Stimme.

Weil ich dieses Geld nicht beanspruchen und erheben kann, Mutter, weil ich niemals die Gattin dieses Menschen werden kann, den Ihr mir bestimmt hat.

Der General sprang mit einem wilden Fluch von seinem Lehnstuhl empor, und wollte zu seiner Tochter hinstürzen, aber die Generalin streckte ihre Hand aus und schob ihn wieder zurück in seinen Sessel. Dann schritt sie an ihm vorüber zu ihrer Tochter hin, die bei ihrer Annäherung sich langsam erhob, und mit festem, traurigem Blick ihr entgegenschauete.

Warum kannst Du niemals die Gattin des Mannes werden, den wir Dir bestimmt haben? fragte sie. Antworte jetzt, warum kannst Du es nicht?

Sie wissen es, Mutter, erwiderte Marie, und

allmälig, während sie nun sprach, ward ihre Stimme entschlossener, rötheten sich ihre Wangen höher, flammte ein Ausdruck der Begeisterung in ihren Augen auf und durchleuchtete ihr ganzes Wesen. Sie wissen es, Mutter, ich kann niemals die Gattin dieses Herrn Ebenstreit werden, denn ich liebe ihn nicht, vielmehr, ich verachte und verabscheue ihn, weil er ein Mensch ohne Ehrgefühl ist, weil er weiß, daß ich ihn nicht liebe, und dennoch darauf beharrt, mich heirathen zu wollen. Wäre dies aber auch nicht, verachtete und verabscheuete ich ihn auch nicht, sondern wäre er mir nur gleichgültig, so würde ich dennoch niemals seine Frau werden und seine Bewerbungen annehmen können.

Warum nicht? schrie der General, mit erhobener Faust seiner Tochter drohend.

Warum nicht? fragte die Generalin mit dem kalten, eisigen Blick ohne Mitleid und ohne Zorn.

Marie begegnete diesem Blick mit leuchtendem Auge. Weil ich die Braut eines Andern bin, rief sie, und diese Worte klangen wie ein freudiger, jubelnder Aufschrei ihres Herzens. Weil ich die verlobte Braut meines geliebten Moritz bin!

Unverschämtes, obstinates Geschöpf, schrie ihr Vater. Haben wir Dir nicht verboten, —

Still, unterbrach ihn die Generalin mit einer gebieterischen Bewegung ihrer Hand, welche den gehorsamen Gemahl sofort verstummen machte. Still! Es ist an mir, Fragen an sie zu richten, denn ich bin ihre Mutter, und mir vor allen Dingen ist meine Tochter Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig. Antworte mir also, Marie. Weißt Du es nicht, daß wir Dir verboten haben, jemals wieder von diesem Menschen zu sprechen, oder überhaupt in irgend einer Verbindung mit ihm zu stehen? Weißt Du nicht, daß ich, Deine Mutter, Dir mit meinem Fluch gedroht habe, wenn Du nicht jeden Gedanken an eine Heirath nicht blos, sondern an irgend eine Gemeinschaft mit diesem elenden, erbärmlichen Menschen aufgeben würdest?

Mutter, rief Marie heftig, er ist kein elender, erbärmlicher Mensch. Du magst ihn hassen, aber Du darfst den Edlen, den Guten, den Gerechten nicht beschimpfen.

Er ist ein Nichtswürdiger, schrie ihr Vater. Er hat hinter dem Rücken ihrer Eltern um die Liebe eines unmündigen Mädchens geworben. Er ist ein schändlicher, nichtswürdiger Verführer.

Er ist ein Ehrloser, rief die Generalin, ein Ehrloser, welcher unser Vertrauen gemißbraucht hat. Wir vertraueten ihm unsere Tochter an, um sie zu unterrichten, er war der bezahlte Lehrer unserer Tochter. Er benutzte die Gelegenheit, und statt meine Tochter zu unterrichten, machte er ihr Liebeserklärungen, bezahlte Liebeserklärungen, denn er stahl uns die Zeit, welche er dazu verwandte, um das Herz unserer Tochter mit seinen Schmeicheleien zu bethören, und aus seiner Schülerin seine Geliebte zu machen!

Oh, unwürdige, schmachvolle Beleidigung, rief Marie mit flammenden Zornesblicken. Ihr wißt, daß es eine Verleumdung ist. Ihr wißt, daß Moritz kein bezahlter Lehrer war, daß er niemals Geld von Euch genommen. Und hätte er es wirklich gethan, hätte er selbst der traurigen Nothwendigkeit sich fügen, und seine edle Zeit sich bezahlen lassen müssen, weil er arm und gezwungen ist, von seinem Geiste zu leben, bleibt er deshalb nicht ein freier Mann, der das Recht hat, seine Liebe zu verschenken? Er hat sie mir geschenkt, und ich habe sie hingenommen als das köstlichste, herrlichste und schönste Geschenk meines Lebens! Ach, sehen Sie mich nicht

so zornig an, Vater, ich kann ja nicht anders sprechen, ich kann ja doch das innerste Leben meines Lebens nicht ertödten und verleugnen. Und Sie, meine Mutter, vergeben Sie mir doch, daß ich nicht anders kann. Sie wissen, ich bin Ihnen in allen Dingen sonst eine gehorsame Tochter gewesen, und obwohl Sie mich niemals das Glück kennen gelehrt, eine liebende Mutter zu haben, obwohl Sie mir Beide es niemals vergeben konnten, daß Ihr einziges Kind kein Sohn ist, der Ihren Namen forterbt und eine glänzende Stellung gewinnt, so habe ich Sie doch immer geliebt, zärtlich und treu und innig, und niemals geklagt darüber, daß die unwillkommene Tochter keine Liebe, keine Zärtlichkeit, sondern nur Gleichgiltigkeit und Kälte von ihren Eltern empfing.

Schön, sehr schön, sagte die Generalin mit höhnender Stimme, jetzt wird sie sich noch beklagen und es uns zur Last legen, daß sie eine herzlose und undankbare Tochter ist. Wir haben ihr Herz nicht verstanden, wir haben es verschuldet, daß ihre Liebe sich anders wohin geflüchtet hat. Ich kenne ja diese Redensarten der Romane, ich habe sie ja auch in den Romanen des Herrn Moritz gelesen, und mein

Fräulein Tochter wiederholt nur, als gelehrige Schülerin, was sie von ihrem Schulmeister profitirt hat. Sehr schön, wir haben den Herrn Moritz dafür bezahlt, daß er unser Fräulein Tochter zu einer Romanheldin ausbilde. Sie sollte bei ihm Sprachunterricht nehmen, sie hat aber bei ihm nur die Sprache der Romane gelernt!

Sie sind sehr hart und sehr grausam, Mutter, sagte Marie traurig. Ich wollte mich nicht beklagen, sondern nur entschuldigen, nur um etwas Mitleid und Nachsicht flehen, nur den Vorwurf von mir abwehren, daß ich eine kalte, lieblose Tochter gewesen. Mein Gott, ich sehnte mich so sehr nach Ihrer Liebe, ich wollte Ihnen so gern beweisen, daß ich freudig Alles thun möchte, um Ihr Leben ein bischen zu verschönern, und Ihnen eine Freude zu bereiten. Ich war so glücklich, wenn ich durch meine lieben Blumen, durch die Lectionen, die ich ertheilte, Ihnen etwas erwerben, Ihnen irgend eine kleine Annehmlichkeit bereiten konnte.

Ach, jetzt wird sie uns noch vorwerfen, daß sie für uns gearbeitet, für uns sich hingeopfert hat, höhnte die Generalin. Mann, bedanke Dich doch bei dem Opferlamm, das für Dich arbeitet

und sich plagt; für uns Beide ihre Jugend hingiebt, um unser Leben mit Rosen zu bestreuen!

Ich habe das Gerede und Gewimmere jetzt satt, schrie der General, wüthend mit der Faust auf den Tisch schlagend. Meine Tochter soll keine Romanheldin sein, sondern ein gehorsames Kind, welches in Allem dem Willen ihrer Eltern folgt und sich ihnen unterordnet. Du heirathest den Mann, welchen wir Dir bestimmt haben. Der König hat seine Einwilligung gegeben, und ich will es so, und ich befehle es Dir! Damit basta! Ich will nichts mehr hören, die Sache ist abgethan! Herr Ebenstreit kommt heute Nachmittag her, er wird mit unserer Bewilligung Dir seinen Heirathsantrag machen, und Du wirst seine Hand annehmen. Ich befehle es Dir!

Ich kann diesem Befehle nicht gehorchen, rief Marie! Oh, habt doch Erbarmen mit mir! Zwingt mich doch nicht, mich aufzulehnen gegen das heilige Gebot Gottes, und als eine ungehorsame und undankbare Tochter zu erscheinen. Ich bin ja bis hieher allen Euren Befehlen gehorsam gewesen, und habe mich Eurem Willen gefügt, obwohl ich zuweilen gedacht habe, es

würde mir das Herz brechen. Ihr habt Moritz verboten, hieher zu kommen, habt ihm wie einem Bedienten mit Hohn und Schimpf die Thüre gewiesen, und er ist gegangen, und hat es schweigend ertragen um meinetwillen. Ihr habt mir verboten, an ihn zu schreiben, Briefe von ihm zu empfangen, oder jemals mit ihm eine Zusammenkunft zu haben! Die Mutter drohte mir mit ihrem Fluch, wenn ich diesen Befehlen ungehorsam wäre, und ich unterwarf mich. Ich habe Alles hingegeben, alle meine Wünsche geopfert, ich habe meiner Liebe entsagt. Aber mehr dürft Ihr, mehr könnt Ihr nicht von mir fordern! Ich kann dem Glück entsagen, aber Ihr dürft nicht wollen, daß ich in mein Unglück einwillige, daß ich lebendig begraben werde!

Und wenn wir dies doch wollen? fragte die Generalin. Wenn wir von unserer Tochter verlangen, daß sie dem Glück ihrer Eltern ihre Wünsche zum Opfer bringe, daß sie einer romanhaften, thörichten Liebe entsage, um die Gattin eines jungen Mannes zu werden, der sie liebt, der uns liebt, der reich genug ist, um uns ein sorgenfreies, behagliches Alter zu sichern?

Marie, rief der General mit bittendem, fast

flehendem Tone, Marie, beweise uns jetzt, daß Du wirklich ein gutes und dankbares Kind bist. Sieh, wir haben in unserm ganzen Leben so viel schlimme Tage, so viel Sorge und Noth gehabt. Es liegt jetzt in Deiner Hand, uns für unser Alter gute und schöne Tage zu bereiten, in Deiner Hand, alle Sorgen und Noth für immer abzuwenden. Wir haben oft mit dem lieben Gott gezürnt, daß er uns nicht statt Deiner einen Sohn gegeben, nun mache, daß wir Gott dafür danken, daß wir eine Tochter haben, die im Stande ist, uns einen Sohn zuzuführen, der unsern Namen forterben wird auf ihre Kinder, und der uns giebt, was wir niemals gekannt haben, Wohlstand und Reichthum. Ich bitte Dich, meine liebe, gute Marie, gönne Deinem alten Vater ein paar letzte sorgenfreie und glückliche Lebensjahre!

Und ich, Marie, sagte die Generalin mit einem weichen, zärtlichen Tone, wie Marie ihn noch niemals von ihr vernommen hatte, ich bitte Dich auch, sei eine gute Tochter, erbarme Dich Deiner Mutter. Sieh, ich habe ein kummervolles, freudloses Leben geführt immerdar. Unverheirathet lebte ich, eine geborene Reichsgräfin, von den Wohlthaten stolzer Verwandten, die mich

meine Abhängigkeit bitter fühlen ließen; verheirathet war mein Dasein nichts als Kriegesnoth, Entbehrung, Sorge und Kummer. Ich bitte Dich, Marie, lehre mich endlich das Glück kennen, nach welchem ich, so lange ich auf Erden bin, immer vergeblich geschmachtet habe, gieb mir die Unabhängigkeit und den Wohlstand, den ich immer ersehnt und niemals kennen gelernt habe. Ich bitte Dich, Marie, mach' Deine armen Eltern glücklich, indem Du ihnen einen reichen, vornehmen und guten Schwiegersohn zuführst, indem Du Herrn Ebenstreit heirathest.

Marie, welche dem Zorn, den Drohungen ihrer Mutter mit festem Anschauen, mit stolzer Haltung begegnet war, erbebte, als sie diese Frau, welche auf ihren harten, unerbittlichen Lippen immer nur kalte, strenge Worte gehabt, jetzt sich demüthigen sah zu Worten der Bitte und des Flehens.

Sie hatte ihr anfangs ganz erschrocken in das erregte, zuckende Antlitz gesehen, und dann hatte sie, wie von Entsetzen ergriffen, die Hände vor ihr Antlitz gelegt, und so gesenkten Hauptes, verhüllten Angesichts dagestanden, während die Generalin sprach.

Sprich, meine Tochter, rief der General, als seine Frau jetzt schwieg. Sprich, meine liebe Marie. Sage Ein Wort, und wir sind Alle glücklich, und es giebt heute in ganz Berlin und in der ganzen Welt keine glücklichere Familie als uns. Sage, daß Du Ebenstreit heirathen willst, und wir wollen Dich lieben und segnen, so lange wir noch auf Erden leben! Sage es, meine liebe Marie.

Sie ließ ihre Hände von ihrem Angesicht niedergleiten, sie schaute mit einem Blick voll unendlichen Schmerzes zu ihren Eltern hin, welche die gefalteten Hände nach ihr ausstreckten.

Eine Pause, eine bange, fürchterliche Pause trat ein.

Ich kann nicht, es ist unmöglich, schrie sie dann mit lauten Jammertönen. Ich kann diesen Mann nicht heirathen, denn ich liebe ihn nicht, denn ich liebe einen Andern, den ich nie vergessen kann, den ich ewig lieben werde, ich liebe —

Herr Prorector Moritz, rief Trude, indem sie ungestüm die Thür aufriß und mit einem triumphirenden Lächeln hereinschaute.

6.

Haß und Liebe.

Herr Prorector Moritz wünscht seine Aufwartung zu machen, rief Trude noch einmal.

Wir wollen ihn nicht sehen, rief die Generalin abwehrend.

Er soll sich nicht unterstehen hier einzutreten, schrie der General.

Moritz, oh mein geliebter Moritz, rief Marie, indem sie mit ausgebreiteten Armen zu ihm, der eben auf der Schwelle der Thür erschien, hineilte und ihn innig umfing. Ach, Dich sendet Gott, daß Du mir beistehest in dieser fürchterlichen Stunde.

Die alte Trude, welche durch die halboffene Thür hereingespäht hatte, nickte befriedigt, da sie sah, wie der schöne, bleiche junge Mann die

Geliebte fest an sein Herz drückte und seine Hand auf das theure Haupt legte, das matt auf seine Schulter sich niedersenkte.

Leise drückte die Trude jetzt die Thüre zu. Ja, murmelte sie, Marie hat recht, Gott selber schickt ihren Geliebten gerade zu dieser Stunde her, und darum will ich's auch nicht leiden, daß ihre bösen und hartherzigen Eltern ihn wieder fortschicken.

Und mit einem raschen Entschluß drehte sie den Schlüssel um und verschloß die Thür. Dann ging sie mit eiliger Geschäftigkeit durch die Küche nach dem Hinterzimmer, in welches von dem Wohngemach eine zweite Thür führte, und verschloß auch diese.

So, murmelte sie mit einem glücklichen Lächeln, jetzt wollen wir einmal sehen, ob sie ihm die Thür weisen und ihn hinauswerfen können. Nein, sie sollen ihn anhören müssen! Die alte Trude will es, denn es gilt das Glück ihrer lieben Marie, und es ist mir ganz egal, ob mir die Generalin nachher die Augen auskratzen will, ich werd' schon dafür sorgen, daß sie's nicht thun kann. Jetzt aber wollen wir einmal hören!

Und Trude legte ihr Ohr an die Thür und horchte, bückte sich zuweilen auch nieder, um

durch das Schlüsselloch zu sehen und einen Blick auf die erregten Gesichter der Streitenden zu werfen.

Der General und seine Gattin hatten anfangs, wie erstarrt vor Schreck, sprachlos der stürmischen Umarmung der beiden Liebenden zugeschaut, dann sprang der General mit drohend erhobener Faust auf, aber statt des tobenden Scheltworts, das schon auf seinen Lippen schwebte, drang nur ein Schmerzensschrei von denselben, und er sank ächzend und wimmernd wieder in den Lehnstuhl zurück.

Die Gicht hatte hatte wieder Besitz genommen von ihrem Opfer. Der Zorn, welcher das Blut des Generals so heftig aufgeregt, hatte auch die Schmerzen in seinem Bein wieder erregt.

Seine Gemahlin beachtete sein Wimmern und Aechzen indessen gar nicht, und es mochte ihr vielleicht ganz gelegen sein, daß sie nun allein die Wortführerin war, und ihr Gemahl gleichsam nur den zustimmenden, ächzenden und klagenden Chor bildete.

Auseinander! rief sie mit gebieterischer Stimme, indem sie stolz zu den beiden Liebenden heranschritt, und ihre langen, dürren Arme gegen

sie ausstreckte. Auseinander und hinaus mit Ihnen!

Sie legte ihre Hand auf Mariens Arm, der um den Nacken des Geliebten geschlungen war, sie wollte ihn fortreißen, die Tochter zu sich heranziehen. Aber Mariens Arm schlang sich noch fester um den Nacken des Geliebten, und Moritz drückte Marie nur inniger an sein Herz.

Sie achteten Beide gar nicht auf die Generalin, sie hörten nicht die heftigen Ausbrüche des Zornes, dem die Generalin sich jetzt überließ. Sie schaueten einander an mit leuchtenden Augen, mit seligen Blicken, und lasen Einer in dem Antlitz des Andern die Freude des Wiedersehens, und die Geschichte ihrer standhaften und unvergänglichen Liebe.

Deine Wangen sind bleich und eingefallen, mein Geliebter.

Der Schmerz um Dich hat an mir gezehrt, Marie. Aber Du, gelobt sei Gott, Du stehst vor mir in unveränderter, rosiger Schöne.

Die Liebe und die Hoffnung haben mich getröstet und gestärkt, mein Philipp.

Genug, ich verbiete Dir, noch ein Wort zu sprechen, schrie die Generalin, indem sie Marie mit der Kraft des Zornes fortriß. Herr Moritz,

wollen Sie jetzt endlich sagen, mit welchem Recht Sie sich unterfangen, hier in unser Haus einzudringen, wie ein Straßenräuber uns in unserer friedlichen Behausung zu überfallen? Aber nein, Sie sollen es mir nicht sagen, ich will nichts von Ihnen hören, gar nichts! Demjenigen, welcher sich untersteht, unaufgefordert und unwillkommen in unser Gemach einzutreten, habe ich nichts zu sagen, als hinaus! Da ist die Thür! Hinaus! Auf der Stelle!

Frau Generalin, erwiderte Moritz, indem er jetzt mit ruhiger Haltung sich der Frau von Werrig näherte, Frau Generalin, ich bitte um Vergebung. Sie haben es wohl gesehen, daß ich nicht unwillkommen hier eingetreten bin, und Sie werden mir auch deshalb erlauben müssen, zu bleiben.

Ja, sie wird ihm wohl erlauben müssen, zu bleiben, höhnte Trude draußen vor der Thür. Es sollte ihr schwer werden, ihn fortzuschicken, so lange ich es nicht will!

Nein, ich erlaube es Ihnen nicht, rief die Generalin. Wir haben nichts mit einander zu schaffen! Mir aus den Augen! Fort!

Fort! schrie der General. Ach, die Gicht, die höllischen Schmerzen! Ich kann den frechen

Menschen nicht zur Thür hinaus werfen! Muß hier liegen und mich krümmen wie ein Wurm! Kann nicht einmal mein Hausrecht üben! Oh, oh! Welche Schmerzen!

Bleibe, mein Philipp, flüsterte Marie, indem sie sich wieder an Moritz lehnte. Sie wollen mich verkaufen, mich zwingen zu einer verhaßten Heirath. Gieb es nicht zu! Errette mich!

Du bist mein, Marie, Du hast mir ewige Treue geschworen, und Niemand kann Dich zwingen zu einer Ehe, die Du nicht willst.

Ja, wir, ihre Eltern, wir können und wir werden sie zwingen, rief Frau von Werrig triumphirend. Wir haben zu dieser Heirath die Einwilligung des Königs, und wir werden, wenn es sein muß, unser ungehorsames und widerspenstiges Kind mit Gewalt vor den Altar schleppen.

Thun Sie es, Mutter, ich werde dann vor dem Altar laut vor aller Welt Nein sagen!

Ach, wir werden schon sorgen, daß Niemand da ist, der Dich hört, außer dem Priester, und der wird Dein Nein überhören, da er weiß, daß der König selber Dir befohlen, Ja zu sagen!

Aber Gott wird ihr Nein hören, Frau Ge-

neralin, und er wird Rache nehmen an der grausamen und herzlosen Mutter!

Ich werde diese Rache erwarten, höhnte die Generalin. Es geht Sie nichts an, und Sie haben sich nicht darum zu kümmern. Entfernen Sie sich!

Nein, Generalin, ich bin gekommen, um zu Ihnen zu sprechen, und ich werde nicht eher von hier fortgehen, als bis Sie mich gehört haben!

Nun, dann werde ich fortgehen, denn ich will Sie nicht hören, und ich befehle Dir, mir zu folgen, Marie!

Sie ergriff mit unwiderstehlicher Gewalt die Hand ihrer Tochter, und zog sie nach der Seitenthür hin. Aber die Thür gab ihrem Druck nicht nach, sie öffnete sich nicht. Die Generalin eilte, ihre Tochter nach sich ziehend, zu der Eingangsthür hin. Aber vergeblich war ihr heftiges Rütteln, ihr angestrengtes Bemühen, die Thür öffnete sich nicht.

Ach, ich möchte mich selber küssen, murmelte Trude, indem sie sich ihre alte runzelige Wange streichelte. Ich war klug und weise, wie Salomon. Ja, schreie Du nur nach Truden, befiehl nur, daß sie aufmachen soll! Die Trude ist nicht da, die Trude hat keine Ohren für Dich!

Das ist ein Complot, ein schändliches Complot, rief die Generalin, zornig mit dem Fuße stampfend. Das nichtswürdige Geschöpf, die Trude, ist mit im Bunde. Sie hat die Thüren verschlossen, der Herr Schulmeister bezahlt sie dafür!

Trude hob hinter der Thüre drohend ihre Faust gegen die Generalin auf. Warte, das nichtswürdige Geschöpf will ich Dir anstreichen. Alle Tage sollst Du Dich über mich zu ärgern haben!

Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht weiß, wer diese Thüren geschlossen hat, sagte Moritz ruhig. Aber wer es auch gewesen, ich sage ihm aus Grund meiner Seele Dank dafür, denn er zwingt Sie, mich anzuhören, und möge die Liebe meinen Worten Kraft geben, daß sie Ihr Herz erweichen. Herr General, Frau Generalin, ich beschwöre Sie, seien Sie nicht hart, öffnen Sie Ihr Herz den sanfteren Gefühlen! Es ist doch nicht möglich, daß es taub sein sollte für den Schmerzensschrei Ihres einzigen Kindes!

Nun denn, sagte die Generalin, indem sie plötzlich ihre höhnische Ruhe wieder annahm und sich gravitätisch auf den Divan niederließ. Da es durch einen schändlichen Verrath mir aufgezwungen wird, Sie anzuhören, so mag es geschehen. Versuchen Sie also meinem Herzen,

von welchem Sie sagen, daß es taub ist, Ohren zu schaffen. Lassen Sie mich die Wunder Ihrer Beredtsamkeit hören!

Oh, mein Philipp, sagte Marie, sich mit ihren beiden Händen an Philipp's Arm anklammernd, Du siehst wohl, es wird Alles vergeblich sein!

Laß mich dennoch hoffen, Geliebte, daß es mir gelingen könnte, einen Funken liebenden Erbarmens zu erwecken, wie Moses Quellen aus dem Stein! Frau Generalin, Sie haben mich vor einem Jahr schimpflich von Ihrer Thüre gewiesen, mit Worten voll Hohn und Spott haben Sie mir verboten, jemals wieder diese Schwelle zu betreten. Und in dem empörten Stolz meiner Seele schwur ich, daß dies niemals geschehen solle, daß ich niemals wieder zu Denen sprechen wollte, die mich so tief beleidigt hatten. Aber alle diese Schwüre sind ausgelöscht von der Liebe, von der heiligen, reinen Liebe, die mich diesem holden Wesen verbindet. Wir haben es ja Beide ein trostloses, elendes Jahr lang versucht, getrennt von einander zu leben! Wir wollten, wenn auch nicht vergessen, doch entsagen. Marie, als eine gehorsame Tochter, fügte sich Ihren Befehlen, und gab mir den Ring zurück, den ich einst, in einer heiligen und großen Stunde, an ihren Finger gesteckt; ich entsagte ihrem Schwur

der Treue und gab die Geliebte meiner Seele frei! Aber es ist vergeblich gewesen! Ich habe in diesem Jahr gerungen mit der Pein, wie in der Wüste ein hülfloser Mensch mit der Giftschlange ringt, die ihn umstrickt hat. Ich bin fast wahnsinnig geworden von dieser Pein; ich wäre es geworden, wenn nicht das Tröstungswort eines edlen und großen Geistes mich aufgerufen hätte aus meiner Versunkenheit, und wenn nicht die Liebe in der Finsterniß meiner Seele wie ein Sonnenstrahl wieder aufgeleuchtet wäre. Ich hörte nicht mehr auf den gekränkten Stolz, auf mein gedemüthigtes Ehrgefühl, die Liebe gebot mir, hieher zu kommen, und da bin ich. Und im Beisein Deiner Eltern frage ich Dich jetzt, Marie, willst Du mein Weib sein, willst Du meinen armen, unscheinbaren Namen annehmen, und es zufrieden sein, an meiner Seite ein stilles, bescheidenes Dasein zu führen? Ich werde nur so viel erwerben können, um uns ein stilles, eingefriedigtes Leben zu sichern, ich habe Dir keinen Glanz, keine Schätze zu bieten, aber ich biete Dir mein Leben, mein Herz und meine Liebe, mein ganzes Sein und Denken. Nimmst Du es an, Marie?

Ich nehme es an als das höchste Glück des

Lebens. Ich begehre nichts als Deine Liebe, ich bringe Dir nichts als meine Liebe. Hier meine Hand, Philipp, sie gehört nur Dir! Und nun komm, laß uns in Demuth das Knie beugen vor meinen Aeltern, laß uns flehen um ihren Segen! Oh mein Vater, meine Mutter, laßt Euch rühren von meinem Flehen. Seht diesen geliebten Mann! Mein ganzes Herz gehört ihm, ich begehre nichts als mit ihm zu leben, mit ihm zu arbeiten! Keine Reichthümer, keine Schätze giebt es für mich, außer denen, die ich in seiner Liebe finde.

Herr General, Frau Generalin, gebt mir das Weib meines Herzens, rief Philipp Moritz tief bewegt. Es ist wahr, ich bin ihrer nicht würdig, ich habe ihr keinen Namen, keine Stellung zu bieten, aber ich schwöre es, ich will Alles dies zu erringen suchen für sie! Ich will streben mir durch mein Wissen, mein Talent einen berühmten Namen zu machen, und Sie werden einst vielleicht meinem Ruhm vergeben, daß ich nur ein edler Mann und kein Edelmann bin. Wollen Sie nicht zwei Herzen trennen, welche sich angehören! Nehmen Sie mich an zu Ihrem Schwiegersohn, und ich schwöre es, Sie sollen stets an mir einen ergebenen und treuen Sohn

haben, der Sie lieben und verehren wird um Ihrer Tochter willen. Ich kann nichts weiter sagen, es giebt keine Worte, um ganz und voll das auszudrücken, was ich empfinde. Aber die Liebe zieht mich auf meine Kniee nieder, die Liebe macht mich demüthig wie ein Kind vor seinen Aeltern! Und so flehe ich: Gebt mir Eure Tochter! Gebt sie mir zum Weibe!

Und so flehe ich, rief Marie, indem sie neben Moritz auf ihre Kniee niedersank: Gebt mir meinen Geliebten! Gebt mir ihn zum Manne!

Es war ein schöner, herzergreifender Anblick, dieses junge Paar zu sehen, welches da auf seinen Knieen lag, die Angesichter strahlend von Begeisterung, die Augen flammend im Feuer höchsten Empfindens, Beide durchglüht von demselben hohen, energischen Bewußtsein, daß sie Eins seien in Liebe, und bereit, mit der ganzen Welt zu kämpfen um ihr Glück!

Aber das Herz der Generalin ward nicht ergriffen von diesem Anblick, und der General hatte zu viel zu leiden an seinen armen gichtzuckenden Gliedern, als daß er nur den Blick hätte hinwenden mögen auf die so schöne, so liebliche Gruppe der Jugend, der Liebe, der mannhaften Entschlossenheit, der zärtlichsten Hingabe.

Draußen aber lag die alte Trude auf den Knieen, und ihre gefalteten Hände emporhebend, murmelte sie, während die Thränen ihr in hellen Perlen über die alten Wangen niederrollten: Lieber Gott, ich weiß wohl, daß bei ihr kein Erbarmen ist, erbarme Du Dich also, lieber Herr und Gott. Laß meine liebe Marie glücklich werden, dulde es nicht, daß diese hartherzige Frau sie verkauft und verkuppelt an den schlechten Menschen, den meine Marie verabscheut. Ich weiß wohl, ich bin nur eine arme Creatur, und gar nicht werth, daß Du sie anhörst, lieber Herr und Gott. Aber ich hab' das Mädchen so lieb, als wär's mein eigen Kind, und mein Herzblut möcht' ich für sie hingeben. Lieber Herr und Gott, ich flehe zu Dir, laß mein Mariechen glücklich werden! So, fuhr sie fort, indem sie sich von ihren Knieen aufrichtete, nun habe ich gesprochen, und nun stelle ich Alles Gott anheim, und er wird thun, was gut ist. Anhören hat sie ihn müssen, und wenn's denn nicht anders sein kann, so muß er gehen.

Vorsichtig und leise schloß die alte Trude die beiden Thüren wieder auf, und legte dann ihr Ohr wieder an die Thürspalte.

Nein! Trude hatte recht, bei ihr war kein

Erbarmen! Das Herz der Generalin war nicht zu erweichen.

Sie sind jetzt fertig, nicht wahr? fragte sie mit ihrer klaren, unbewegten Stimme. Sie haben mir nichts mehr zu sagen?

Nichts mehr, Frau Generalin, mit unseren Lippen, nur unsere Herzen sprechen und flehen noch zu Ihnen!

Ich kenne diese Sprache nicht, mein Herr, und es ist Ihnen nicht gelungen, meinem Herzen Ohren und Gehör zu geben. Aber ich will jetzt in diesem unerquicklichen Streite das letzte Wort sprechen, das letzte Wort, wie ich hoffe, für das ganze Leben. Dieses letzte Wort lautet: Sie werden und sollen niemals der Mann meiner Tochter werden. Sie können niemals ein Paar werden.

Die beiden jungen Leute sprangen von ihren Knieen empor, und aufrecht stehend legten sie ihre Hände in einander, und schaueten sich an mit einem leuchtenden Blick, welcher besser als alle Worte sagte: Wir sind unzertrennlich. Nichts kann uns trennen, als der Tod!

Ich begehre, daß Sie mich nicht unterbrechen, fuhr die Generalin gebieterisch fort. Ich habe Sie angehört. Jetzt sollen Sie auch mich an=

hören. Aber ich verspreche Ihnen, ich werde kürzer sein als Sie, ich werde Sie nicht mit unnützen Phrasen und langweiligen Lamentationen behelligen. Ich werde nur sprechen, was zur Sache nothwendig ist. Marie ist die Tochter des Generals Werrig von Leuthen, dessen Name aussterben würde mit ihm, wenn die Gnade und Huld des Königs es nicht verhinderte, indem er einwilligt, daß der Gemahl, welchen wir unserer Tochter geben wollen, unsern Namen annimmt, und dadurch zu unserem wirklichen Sohne wird. Sie mögen nun in Ihrem bürgerlichen Hochmuth, und in dem Stolz, welchen Sie darüber empfinden, daß die Tochter des Generals von Werrig Sie liebt, vielleicht sagen und denken, daß Sie ja dieser Gemahl und dieser Schwiegersohn sein könnten. Aber es fehlt Ihnen dazu zweierlei: Erstens das nöthige Vermögen, und Zweitens die Einwilligung des Königs und des Generals von Werrig. Wären Sie ein reicher Mann, nun ja, dann wäre es möglich, daß wir uns rühren ließen von der zärtlichen Verliebtheit unserer Tochter, und unsere eigene Abneigung überwänden um ihretwillen. Aber Sie sind arm und mittellos, Sie sind von niederem Herkommen, und nehmen in der Ge-

sellschaft eine untergeordnete Position ein. Es wäre eine bloße Lächerlichkeit, wenn man den Schulmeister Moritz plötzlich in einen Herrn von Werrig-Leuthen umwandeln wollte, und Sie begreifen, daß der König zu einer Lächerlichkeit nicht die Hand bieten würde. Der Schwiegersohn des Generals von Werrig muß ein reicher Mann sein, um seinem neuen Adel in der Gesellschaft Bedeutung geben zu können, und es ist glücklicher Weise ein Freier um die Hand meiner Tochter da, welcher diese nöthige Eigenschaft besitzt, und dem wir daher für seine Werbung um die Hand Mariens unsere Einwilligung gegeben haben. Der König hat unserer Wahl seine Zustimmung geschenkt, und eingewilligt, daß der reiche Banquier Ludwig Ebenstreit unser Schwiegersohn werde und unsern Namen trage. Der König hat in diesem Schreiben, welches hier auf dem Tische liegt, und dessen ganzen Inhalt Marie kennt, die Zusicherung gegeben, daß er den Banquier Ebenstreit in den Adelsstand erheben würde, und nur zwei Bedingungen gestellt: daß der Banquier sich seines bürgerlichen Geschäfts entäußere, und als Particulier von seinen Renten lebe, und daß die Trauung des jungen Paares nicht eher stattfände, bis das

Adelsdiplom für den Bräutigam ausgestellt und publicirt sei, damit die Tochter des Generals von Werrig keine Mesalliance mache. Sie wissen nun Alles, und Sie werden jetzt endlich begreifen, daß es für Sie nur Eins giebt, nämlich Ihre thörichten Wünsche zu bezwingen, um Entschuldigung zu bitten für die unerhörte Frechheit, mit der Sie in unser Haus einzudringen gewagt, und dann sich eilig zu entfernen. Wenn mich mein Ohr nicht getäuscht, so hat Ihre Mitverschworene vorher die Thüren wieder geöffnet. Ich glaube wohl, daß ich mich nicht getäuscht habe, denn wenn mein Herz auch keine Ohren hat, so besitzt mein Kopf desto bessere. Wir sind zu Ende, ich entbinde Sie der Pflicht, um Entschuldigung zu bitten, und so schließe ich denn diese unerquickliche Scene mit den Worten, mit welchen ich sie eröffnet habe: Da ist die Thür! Gehen Sie hinaus!

Ja, da ist die Thür, gehen Sie hinaus, schrie der General. Ich will endlich Ruhe haben, gehen Sie! Meine Tochter ist die verlobte Braut des reichen Herrn Ebenstreit, sie wird seine Frau werden, sobald das Adelsdiplom ausgefertigt und publicirt ist. Gehen Sie!

Das junge Paar stand immer noch Hand in

Hand da, und jetzt wandten ihre Blicke, welche vorher auf die Generalin geheftet gewesen, sich einander zu. Wie ihre Augen sich begegneten, leuchtete ein Strahl himmlischen Entzückens in ihnen auf und ein Lächeln umspielte ihre Lippen.

Ist es wahr, Marie? fragte Philipp Moritz. Sprich, meine Geliebte, ist es wahr? Willst Du die Gattin des reichen Herrn werden, den Deine Aeltern Dir ausgewählt?

Nein, Philipp, erwiderte sie ruhig und fest. Nein, ich werde niemals die Gattin dieses Mannes werden, denn ich liebe ihn nicht. Ich liebe nur Dich, und hier, im Angesicht Gottes, im Beisein meiner Aeltern, wiederhole ich Dir den Schwur, den ich Dir vor einem Jahr geleistet: Ich liebe Dich, ich schwöre Dir Treue bis in den Tod! — Sie können mich verhindern, Deine Gattin zu werden, aber sie können mich nicht zwingen, die Gattin eines Andern zu werden. Ich schwöre, daß, wenn ich nicht Dein Weib werden kann, ich mich niemals verheirathen will.

Ich nehme Deinen Schwur an, meine Geliebte, und Gott hat ihn gehört, sagte Moritz feierlich.

Ich habe ihn auch gehört, rief die Generalin achselzuckend, und ich sage Ihnen, diese Roman-

heldin hier wird zu einer Meineidigen werden. Ich werde wohl Mittel finden, sie zu zwingen, daß sie ihren albernen Schwur bricht.

Oder wir, Frau Generalin, sagte Moritz mit einem stolzen Lächeln, wir werden vielleicht Mittel finden, diese Heirath, welche Sie projectiren, rückgängig zu machen, oder vielmehr die Trauung zu verhindern.

Ah, rief die Generalin mit einem höhnischen Lachen, ich wäre doch neugierig, dieses Mittel zu kennen. Meine Tochter ist von dieser Stunde an die verlobte Braut des Herrn Ebenstreit, und die Trauung wird stattfinden, sobald —

Sobald der Adelsbrief ausgestellt und publicirt worden. Das ist es ja eben! Das ist ja die Klausel, welche erfüllt werden muß. Und darum sage ich Dir, meine Geliebte: Warte und hoffe! Diese Frau ist ohne Mitleid und ohne Erbarmen gewesen, aber Gott lebt im Himmel, und Friedrich der Große auf Erden! Warte und hoffe! Sei standhaft im Hoffen, treu im Lieben! Laß Deinen Muth nicht beugen, durch Drohungen und Zorn Dich nicht zur Nachgiebigkeit zwingen. Sieh', mein theures Herz, ich habe auf der ganzen großen Gotteswelt nichts als Dich, liebe nichts als Dich, vertraue auf nichts als auf Dich!

Du bist meine Hoffnung, mein Ziel, mein Lebensglück! Wenn Du mich verläßt, verläßt mich mein guter Engel, und ich bin ein unglückseliger, verlorener Mensch, dem es besser wäre, ihn in den tiefsten Abgrund zu stürzen, als ihn die Qual des verhaßten Daseins noch länger erdulden zu lassen! Das Bewußtsein Deiner Liebe macht mich stark und freudig, es wird mich begeistern, zu kämpfen wie ein Held für das geliebte, theure Weib, dem ich mein Leben hingeben will, um es neu, gereinigt und geheiligt von ihr zu empfangen! Das Bewußtsein, Dich verloren zu haben, würde aus mir einen Verlorenen machen!

Sie legte ihre beiden Hände auf seine Schulter, und schaute ihn mit leuchtenden Augen an. Ich liebe Dich, Philipp, und ich schwöre, daß ich niemals einen Andern lieben, niemals einen Andern heirathen werde. Wir wollen muthig sein im Hoffen, tapfer in Standhaftigkeit. Und höre es, mein Geliebter, und hören auch Sie, meine Mutter: Ich verlobe mich diesem geliebten Manne! Sie können mich jetzt verhindern, seine Gattin zu werden, aber dann sage ich ihm: Warte, mein Geliebter! In vier Jahren bin ich majorenn, bin Herrin meines Willens, und dann,

mein theurer Philipp, dann gebe ich mich Dir zum Weibe! Laß uns also warten und hoffen!

Ja, Marie, warten und hoffen! Lebe wohl, Du Theure, und vergiß es nicht! Es lebt ein großer Gott im Himmel, und ein großer König auf Erden! Lebe wohl!

Er drückte einen langen, glühenden Kuß auf die kleine Hand, welche die seine umklammert hielt, und mit dem Druck ihrer zarten Finger so beredt die Worte wiederholte, welche Mariens Lippen gesprochen: Ich liebe Dich, und ich werde Dir ewig treu sein!

Dann schauten sie sich an, glücklich, wonnevoll, selbst jetzt in diesem schweren Momente des Scheidens. Er wandte sich nach der Ausgangsthür, Marie, immer noch die Hand in seiner Hand, geleitete ihn dahin.

Unterstehe Dich nicht, noch einen Schritt weiter zu gehen, herrschte die Generalin ihr zu, und Marie, gehorsam ihrem Befehl, blieb neben der Thür stehen, nickte ihm zu, und schaute ihn an mit ihren großen leuchtenden Augen, bis die Thür sich hinter ihm schloß.

Draußen neben der Thür stand die alte Trude. Herr Moritz, flüsterte sie, ich werde jeden Morgen um sieben Uhr beim Bäcker drüben sein und

warten, ob Sie mir 'was zu bestellen haben. Es kann auch sein, daß ich Ihnen zuweilen etwas zu bestellen habe. Also kommen Sie!

Ich werde kommen, gute Alte, sagte Moritz freundlich. Ihr seid hier die einzige Person, die es gut mit uns meint. Behütet mir meinen Engel, tröstet sie mit Eurer Liebe, und wenn sie es gar zu arg machen, dann kommt und ruft mich.

Ja, das will ich, Herr Moritz, gewiß, das will ich. Aber hört nur, die böse Generalin schilt und zankt unsern armen Engel schon wieder. Ich will hineingehen, um als Blitzableiter für mein Mariechen zu dienen. Ich thue das oft, und es macht mir Vergnügen, wenn ihre Blitze so auf meine alte harte Haut niederschmettern, und mir doch gar nichts zu Leide thun. Leben Sie wohl, Herr Moritz, der Blitzableiter muß hinein!

Sie sprang vorwärts, riß die Thüre nach der Wohnstube auf, und unterbrach durch ihr plötzliches und geräuschvolles Erscheinen die Generalin in den zornigen Vorwürfen, welche sie in wüthendem Redestrom gegen Marie schleuderte. Jetzt wandte der Zorn der Gräfin sich gegen Trude, die mit herausfordernder Miene sie anstarrte.

Was will Sie hier? Wie kann Sie sich nur unterstehen, ungerufen hier einzutreten?

Ich dachte, Sie riefen mich, Frau Generalin, sagte Trude barsch. Weshalb sollten Sie sonst so geschrieen haben, wenn Sie die alte taube Trude nicht riefen. Oder waren es der Herr General, der mich rief? Ah, da liegt der arme alte Herr und ächzt und wimmert, und kein Mensch erbarmt sich über ihn!

Ach, Trude, es ist ein Glück, daß Du da bist, wimmerte der General. Keiner bekümmert sich sonst um mich. Heiße Decken, heiße Decken für mein Bein! Der Schmerz ist fürchterlich!

Armer, geliebter Vater, rief Marie, ich will für Dich sorgen, ich will Dich pflegen.

Sie wollte zu dem General hineilen, aber ihre Mutter stieß sie heftig zurück.

Keinen Schritt weiter, gebot sie. Du hast nicht mehr das Recht, Dich ihm zu nahen, Du, seine Mörderin! Auf Dein Haupt komme die Schuld, wenn der Zorn und Jammer dieser fürchterlichen Stunde ihm den Tod bringt!

Na, na, sterben werden der Herr General nu nich gleich, sagte Trude, welche geschäftig war, den General in seinen Lehnstuhl zu betten. Aber, Fräulein, Sie haben freilich 'was Anderes

zu thun, als hier zu stehen! Es ist schon zweimal nach den Blumen geschickt, und die Mamsell, die Sie zu 'ner Französin machen sollen, sitzt oben und wartet auf das Parlez vous. Machen Sie also, daß Sie 'rauf kommen, gnädiges Fräulein!

Marie dankte ihr mit einem freundlichen Blick, und verließ still und eilig das Gemach.

Und jetzt, Sie freche Person, rief die Generalin, jetzt habe ich ein Wort, ein letztes Wort mit Ihr zu sprechen. Wer hat die Thüren vorher verschlossen, als dieser Mensch hier war?

Ich, Frau Generalin, erwiderte Trude, welche eben mit einem großen Kissen wieder aus dem Hinterzimmer hereintrat, und es zu dem General hintrug, um ihm die Füße darin einzuhüllen.

Sie gesteht es also zu, daß Sie absichtlich die Thüren verschlossen hat?

Na, allerguteste Frau Generalin, aus Versehen schließt man doch keine Thüren zu? Ich wollte nicht, daß der Herr Moritz etwa gar vor Angst und Entsetzen fortliefe, wenn die gnädige Frau ihm seinen Standpunkt klar machten, und ihm den Kopf zurechtsetzten. Er hätt's gethan, glauben Sie es mir, Frau Generalin, er wär'

sicherlich echappirt, und hätte nur die Hälfte von Ihrer schönen Rede angehört, und es wär' ihm gar nicht begreiflich geworden, was für ein armseliger Mensch er ist. Darum schloß ich die beiden Thüren zu, und nun hat er die ganze Strafpredigt anhören müssen, und ist gewiß in Reue und Zerknirschung fortgegangen. So, mein armer, lieber Herr General. Ist der Fuß hoch genug? Soll ich etwa nich noch 'ne Wärmflasche holen?

Nichts soll Sie holen, gar nichts mehr soll Sie thun, rief die Generalin. Sie ist eine Heuchlerin, die es mit dem Moritz hält. In dieser Stunde noch verläßt Sie mein Haus! Sie ist aus meinem Dienst entlassen! Gehe Sie hin, und packe Sie Ihre Sachen ein, und dann fort mit Ihr!

Um Gottes willen, Trude, geh' nicht fort, ächzte der General. Wir haben ja dann Niemand, der mir beisteht.

Ja, sagte Trude achselzuckend, es kann nu doch nicht anders sein, sie giebt mir den Laufpaß, und ich muß natürlich aufpacken. Also, gnädige Frau, fuhr sie fort, indem sie sich der Generalin mit ehrerbietiger Miene näherte, ich

soll gleich auf der Stelle einpacken und abziehen?

Gleich auf der Stelle, Sie hinterlistiges Geschöpf!

Gleich auf der Stelle! Aber so viel Zeit wird's doch noch haben, daß die Frau Generalin erst so gut sind, und mit mir Abrechnung halten? So viel Zeit wird's doch noch haben, daß die Frau Generalin erst der alten Trude ihren rückständigen Lohn auszahlen?

Ja wohl, sagte die Generalin mit etwas zögernder, gedämpfter Stimme. Das soll sogleich geschehen.

Soll sogleich geschehen, wiederholte Trude. Na ja freilich, es wird nicht so sehr schwierig sein, die Rechnung zusammen zu stellen. Ich bin jetzt zwanzig Jahre in Ihrem Dienst, just so lange, als unser Mariechen alt ist, denn ich trat ja bei Ihnen ein als Kindsmagd, und hab' das Mariechen gewartet und gepflegt, hab' sie laufen und sprechen gelehrt, und ein bischen Mutter gespielt bei dem lieben Kinde. Na, damals kriegt ich meinen Lohn, denn es waren gute Zeiten. Aber dann nachher kamen die Pensionszeiten, und wir konnten uns keine Köchin und keinen Bedienten mehr halten. Die Ratten laufen

immer weg, wenn das Schiff einen Leck hat. Aber der alte Maulwurf, die Trude, blieb. Der Mensch ist ja auf der Welt, um zu arbeiten, und warum hätt' ich nicht ein bischen Bedienten und Köchin und Kammerjungfer spielen sollen, da mein Engel, das Mariechen, mich nicht mehr so nöthig hatte? So ward ich denn Ihr Mädchen für Allens, und bin's seither geblieben. Als ich den neuen großen Dienst vor zehn Jahren bei Ihnen antrat, da waren die Frau Generalin auch sehr gütig gegen mich, da sagten die Frau Generalin: Trude, ich gebe Ihr jetzt natürlich den doppelten Lohn. Sie erhält jetzt alle Jahr zwanzig Thaler Lohn, und zu Weihnachten noch vier Thaler. Ist es nicht an dem, Frau Generalin?

Ich glaube, es war so verabredet worden.

Und ich weiß es ganz gewiß, rief der General lebhaft, der jetzt erst anfing, das Gebahren der Trude zu verstehen. Ja, die Trude sollte jährlich zwanzig Thaler haben, aber sie hat's niemals bekommen, wir sind ihr alle Jahr über die Hälfte schuldig geblieben. Du weißt ja, Frau, ich hab' immer Buch über unsere Schulden geführt, und wir haben's vor ein paar Tagen — oh weh, oh weh, die Schmerzen! Trude, hilf mir,

packe den Fuß wärmer ein! — haben's vor ein paar Tagen noch zusammen gerechnet. Wir sind der Trude einhundertunddreißig Thaler schuldig.

Einhundertunddreißig Thaler, wiederholte Trude, die Hände verwundert zusammenschlagend. Ist das wahr, Frau Generalin, so viel Geld wollen die gnädige Frau mir jetzt auszahlen? Ah, das ist prächtig, da werd' ich ja noch 'ne reiche Partie, und krieg' am End' noch gar einen Mann! Ach bitte, guteste gnädige Frau, geben Sie mir recht rasch meine einhundertunddreißig Thaler.

So rasch geht es nun nicht, sagte die Generalin stolz. Wir rechneten zusammen, wie viel Geld Du Dir von Deinem Lohn erspart und bei uns ausstehen hast, weil —

Ach Gott, unterbrach sie Trude, Sie sind so himmlisch gut, halten mich an zum Sparen, sind selber meine Sparkasse, wo ich's Geld deponiren kann!

Weil, fuhr die Generalin mit Nachdruck fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, weil wir Dir Deine Ersparnisse jetzt auszahlen lassen wollten von unserm zukünftigen Schwiegersohn.

Von dem Herrn Banquier Ebenstreit?

Ja, von dem reichen Bräutigam unserer Tochter. Und dabei mag es denn nun auch verbleiben. Ich habe im Augenblick nicht so viel baares Geld im Hause, um Ihr ihren Lohn auszuzahlen.

Eure Gnaden erlauben aber doch, daß ich so lange hier bleibe, und nach wie vor meinen Dienst verrichte, bis der Herr Ebenstreit der Bräutigam unseres gnädigen Fräuleins ist, und mir meinen Lohn in Ihrem Namen auszahlt?

Ja, Trude, ich erlaube es Ihr, sagte die Generalin mit einer gnädigen Miene. Sie thäte also sehr klug, wenn Sie dem gnädigen Fräulein zureden wollte, den reichen Freier anzunehmen, denn wenn sie ihr Jawort giebt, und seine Braut wird, so soll Sie, Trude, nicht hundertunddreißig, sondern volle zweihundert Thaler ausgezahlt bekommen.

Volle zweihundert Thaler, rief Trude freudig. Na, an mir soll's nicht fehlen, ich will gewiß Alles thun, um meine zweihundert Thaler zu verdienen. Und so darf ich also

bis zur Verlobung noch hier bleiben, Frau Generalin?

Ja, das darfst Du.

Ich dank' schön, Frau Generalin. Und jetzt, Herr General, will ich Ihnen rasch ein paar heiße Stürzen machen. Die werden gut thun!

7.
Carl August und Goethe.

Jetzt sage mir, Wolf, fragte der Herzog Carl August, indem er sich behaglich auf dem Canapé ausstreckte, und große Dampfwolken aus seiner langen Pfeife hervorzog, sage mir ehrlich und aufrichtig, wollen wir noch länger in diesem großartigen, infamen, ungeheuerlichen Steinhaufen, genannt Berlin, herumschwenzeln? Wollen wir noch länger mit zierlichen Kratzfüßen nach links und rechts, mit infamen süßen Redensarten, mit schönthuerlicher, hainbündlicher süßer Phraseologie uns in diesem Ungeheuer von Staub und Stein, von Sand und Sonnengluth, von Paraden und Gamaschen herum bewegen? Oder hast Du's satt, hier die Generals bramar-

basiren, die Weibsleute sich zieren zu sehen, und wie ein Besessener durch die langen Straßen zu rennen, um hier eine erbärmliche Kirche, dort einen großartigen Palast zu sehen? Hast Du's satt, hier nur als Einer von den Vielen herumzukriechen, während Du sonsten als der einzig Eine zwischen den Vielen dahin schreitest? Hast Du's satt, Deinen Schüler und Freund, den Carl August, hier als ein kleines, erbärmliches Individuum mit liebreichen Versprechungen, mit hohlen Phrasen abgespeist zu sehen, ohne daß er darauf mit einem kräftigen Donnerwetter antworten kann, und — Ach, mir geht der Athem aus, und ich hab' ein Gefühl, als müßte ich mich selber in eine Pistole laden, und mich mit einem tüchtigen Knall nach meinem lieben Weimar hinüberschießen. Wolf, ich bitte Dich, Wolf, lade mich, drücke mich ab, — ich kann nicht mehr! Sprich Du jetzt! Antworte!

Ich antworte, ich drücke ab, mein vielgeliebter Herr, rief Goethe lachend. War doch selber schon ganz außer Athem von der athemlosen Rede. War sie denn von meinem theuern Fürsten selber, oder haben wir sie memorirt aus Klinger's große Sturm- und Drang-Tragödie?

An Klinger's gewaltigen Kothurnschritt gemahnte sie mich.

Weiset der boshafte Kerl mir einen Diebstahl nach, statt mir zu antworten, rief der Herzog lachend. Nun ja, listiger Wolf, sollst recht haben, es war ein Lapsus, und ich dacht' just an den Klinger, und ich harmonirt' mit seinem Heldenjüngling Wild, der da schwört, er kriege unter all' dem süßlichen Gewinsel Lust, sich über eine Trommel spannen zu lassen, oder im Raum einer Pistole zu existiren, der Hand harrend, welche ihn in die Luft knallen sollte. Mir ist auch so pistolenknällerig, so klingerisch sturm- und drängerlich!

Goethe schob den Tisch mit dem Frühstück, vor welchem sie vorher gesessen und sich gelabt hatten, bei Seite, stand auf, richtete seine schlanke Gestalt in die Höhe, hob das edle Haupt stolz empor, und den einen Fuß vorgesetzt, den rechten Arm in die Luft ausstreckend, begann er mit lauter Stimme: „Heida, nun einmal in Tumult und Lärmen, daß die Sinne herumfahren wie Dachfahnen beim Sturm. Das wilde Geräusch hat mir schon so viel Wohlsein entgegengebrüllt, daß mir's wirklich anfängt, ein wenig besser zu werden. Tolles Herz, ha, tobe und spanne Dich

aus, labe Dich im Wirrwarr! Wirrwarr! Warrr!*)

Bravo! Bravo! lachte der Herzog. Ist das der Klinger, oder wer ist's sonst, der sich labt im Wirrwarrrr?

Ich bin's, der Alles ist, Alles, sagte Goethe im erhabenen Kothurnschritt wie eine Bachstelze auf und nieder schreitend. Ich bin's, der Alles gewesen ist, Alles! Ward Handlanger, um 'was zu sein! Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Weiden gekühlt, und von dem inneren Feuer gebrannt. Nirgends Ruh', nirgends Rast. Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit, und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, da kann meine Seele sich ausrecken, und thun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann!"**)

Bravo, Wild, Bravo! rief der Herzog. Hei, wie das wettert und rollt und Funken schlägt! Mir thut's ordentlich wohl, in dieser gottsjämmerlichen, steifleinenen Zierlichkeit und Geschnie-

*) Aus Klinger's Tragödie: „Sturm und Drang."
**) Ebendaselbst.

geltheit so'n paar kräftige Worte von einem tüchtigen Kraftgenie zu hören. Es sind doch gesunde Kerls, die Kraftgenies, und es bläst doch etwas aus ihnen heraus von dem prometheischen Feuer. Sie mußten ja kommen, die flotten, stürmischen Jungens, nach der zimperlichen Zopfperiode, sie waren die volle, üppige Pflanze, und mein Wolfgang, mein Herzensliebling, mein Poet und Lehrer, das ist die göttliche Blüthe dieser Pflanze. Drum laßt sie mir gelten, die Stürmer und Dränger, denn sie sind die Väter und Brüder meines Wolfgang, meines geläuterten Kraftgenies. Und höre, Wolf, thue mir den einzigen Gefallen, und läutere Dich nicht allzu sehr, laß Dein Götterfeuer nur immer frisch weg in vulkanischen Flammen emporschießen, und stülpe mir keinen Topfdeckel über den donnernden Krater. Zuweilen, wenn ich Dich anjetzo so geschniegelt und zimperlich, so ehrbar und ceremoniell sehe, da wird mir ganz angst und bange, und ich frage mich, ob das denn derselbe Wolfgang Goethe ist, mit dem ich sonsten bei lustigem Bacchanal aus Todtenköpfen Smollis trank, derselbe, mit dem ich auf dem Marktplatz in Weimar, zum Entsetzen der ehrsamen Bürger, mich ganze Stunden lang mit Peitschenknallen

übte, derselbe, der im Bergschacht mit den flotten Bauermisels so gottvoll flink den Zweitritt tanzte, und unerschöpflich war im Erfinden toller Streiche. So sag' mir doch, Herr Wolfgang, bist Du's noch, oder bist ein Anderer worden?

Ich bin's und bin's auch nicht, erwiderte Goethe lächelnd. Es steckt wohl noch immer eine gute Portion Tollheit in mir, und muß zuweilen sich noch ausblitzen und donnern, aber ich hoff', daß danach die Luft in meiner Seele immer klarer werden, und über dem Krater, von dem Sie sprechen, sich ein hübsch Gartenland ausstrecken soll, aus dem schöne und duftige Blumen zum Nutzen und Frommen für meine Freunde und für mich selber aufblühen sollen. Zuweilen sehn' ich mich nach dieser Zeit, wie nach dem gelobten Lande. Zuweilen schäumt's und braust's und donnert's noch in mir, wie gährender Most, der alle Deckel und alle Faßbänder aufgischen möchte zum Himmel in ungeheuern Sprungwellen toller Lust!

So laß gischen und gähren, und laß den Deckel springen und die alten Fässer platzen, rief der Herzog fröhlich. Ich hab' meine Freud' dran und meine Wonn', und je höllischeren Lärm Du machst, desto stolzer werd' ich mir bewußt,

daß aus dem gährenden Most ein wundervoller Wein, ein Labetrank für Götter und Menschen sich klären wird, an dem die Welt sich noch erquickt, wenn wir Alle längst hinüber gegangen sind in das Reich der Schatten, des Nichts oder des Alles! Du weißt, mein Wolf, ich liebe Dich, und ich bin stolz darauf, daß ich Dich hab' und daß Du mein bist! Ich besitze freilich nur ein kleines Herzogthum, aber es ist doch groß genug, um darin ein schön und behaglich Leben zu führen, groß genug für den kleinen Erdenherzog Carl August und den großen Geisterkönig Johann Wolfgang. Laß uns also heimkehren in unser liebes kleines Land, denn ich will's Dir nur gestehen, Wolf, ich sehne mich nach meinem Weimar, nach dem lieben kleinstädt'schen Leben, wo Jedermann mich kennt und grüßt, ja, ich sehne mich sogar nach meinen Hunden und meinen Pferden.

Und ich, sagte Goethe, wahrhaftig, ich sehne mich auch nach meinem lieben kleinen Gartenhaus, nach dem Tusculum, das mein großmüthiger und freigebiger Herzog mir geschenkt. Sehne mich darnach, auf dem Altan meines kleinen Häuschens, eingehüllt in den blauen Sternenmantel des Himmels, eine stille, wonnige

Maiennacht zu schlafen, zu träumen und zu wachen.

Sehnst Dich nach weiter nichts, Wolf? Nach weiter nichts, als nach dem Gartenhaus in Weimar?

Nein, rief Goethe, und ein unaussprechlicher Ausdruck von Entzücken und Wonne, von Freude und Glück verklärte auf einmal sein ganzes Wesen, nein, wie sollt' ich's läugnen, und wie könnte ich's. Es wäre ja ein Verrath an dem Höchsten und Herrlichsten, wie Petrus ihn beging, da er den Messias verleugnete. Nein, ich sehne mich nach ihr, nach meiner Muse, meiner Herrin, meiner —

Geliebten, fiel der Herzog ihm in das Wort. Ich bitte Dich, thut nicht Beide immer so zimperlich und verblümt und tugendlich. Habt doch den Muth, den frischen, tapfern, göttlichen Muth, der infamen, heuchlerischen Anstandsmoral ein Schnippchen zu drehen, und Euch groß und stolz hinwegzusetzen über das, was das kleine, erbärmliche Menschengewürm die Moral nennt. Für den Adler giebt 's doch ein anderes Sittengesetz, als für die Taube. Wenn der Adler sich ein Lamm entführt, und es hoch mit sich hinaufträgt in den Aether zu seinem Königshorst, hat er da

nicht gethan, was recht ist, und was des Gottes Gnade seiner Stärke und Hoheit erlaubte? Hat er da nicht eben so viel Recht, als wenn die Taube sich die Erbse stiehlt, die sie unter Schmutz und Staub am Boden findet, und welche doch auch nicht ihr Eigenthum ist? Aber freilich, wenn die Taube dann mit ihrer Erbse im Schnabel emporschaut, und hoch über sich den Adler sieht mit seinem Lamme in den mächtigen Fängen, dann schreit sie Zetermordio: „Ist das ein Dieb! Ist das ein unmoralisches Subject!“ Als wenn die erbärmliche Taube im Stande wäre, über einen Adler abzuurtheilen.

Ein schönes Bild, rief Goethe freudig, ein Bild, das mich zu einem Gedichte begeistern könnte.

Mach eins daraus, Wolf; und nenne es mir zum Andenken: „Der Adler und die Taube!“ Aber mache auch Wirklichkeit daraus, mein Adlerjüngling, entführe Dir Dein weißes Lamm, nimm es hinauf zu Dir in Deinen Adlershorst, und laß die zimperliche Welt mit ihrer unmoralischen Moral schwatzen, was ihnen beliebt. Wie kannst Du es aushalten, Wolf, die Geliebte an der Seite eines andern Mannes zu sehen? Denn so sag's und gesteh's mir doch endlich. Sie ist

doch Deine Geliebte, die schöne Charlotte von Stein?

Nicht so wie Sie 's meinen, Herzog, nicht im vulgären Sinne des Wortes. Ich liebe sie, ich bete sie an, aber es ist eine reine, eine große und heilige Liebe. Ich möchte nicht, daß Charlotte jemals um meinetwillen vor ihren Kindern erröthen müßte. Sie wär' in meiner innersten Seele mir selber entweiht, wenn ich sie jemals mir nur denken könnte mit der Gluth der Scham auf den Wangen und ein anderes Feuer in den Augen, als dies schöne Feuer der Begeisterung für alles Große, Schöne und Edle. Sie ist für mich der Inbegriff reinster und holdester Weiblichkeit, und ich bete sie an. Ich freue mich, daß sie ist wie sie ist, wie klarer Bergkrystall, durchsichtig und hell, daß man sich selbst drin spiegeln kann, und wenn man sie anschauet, sich selber schauet bis in's tiefste Herz hinein. Hoch über allen Frauen steht sie vor mir da, und ihr gehören alle meine Gedanken, würden ihr auch gehören, selbst wenn ich ein anderes Weib in Liebe umfinge. Schöner ist sie wie alle Schönen, reiner ist sie wie alle Reinen, holdseliger ist sie wie alle Holdseligen, und alle meine Gedanken spielen für sie in jauchzender Harmo=

nie ein einziges schön Concert. Nun wissen Sie Alles, Herzog, und wenn's Ihnen nun genehm ist, so sagen Sie immerhin, daß Charlotte von Stein meine Geliebte ist, denn im höchsten Sinne des Wortes ist sie es!

Ach, Ihr Poeten, Ihr Poeten, seufzte der Herzog lächelnd. Ein bischen Wahnsinn tragt Ihr doch Alle in Euren Häuptern, wenn ich auch zugeben will, daß es göttlicher Wahnsinn ist.

Sagen Sie besser, Herzog, daß es für uns Poeten alle Tage Pfingsten ist, und daß die Taube der Begeisterung sich alle Tage auf unsere Köpfe niedersetzt und uns sprechen läßt in allen Zungen!

Ich sage, daß Du der vom Himmel herniedergestiegene Gott Apoll in eigener Person bist, und mit Göttern darf man nicht streiten, man erkennt es eben an, daß Götter in ihren Himmeln andere Wege wandeln, als wir Sterblichen auf Erden. Ich will's auch schon zufrieden sein, Wolf, wenn sich dann und wann unsere Wege kreuzen, und wir zuweilen in Freundschaft und Einigkeit ein gut Stück von unserer Lebensstraße mitsammen wandern. Wir sind jetzt auf friedlicher Wanderschaft, und wenn's dem Herrn

Wolf recht ist, möcht' ich, daß wir uns jetzunder nach dem lieben Weimar, dem lieben Ding, halb Dorf, halb Stadt, hinwenden und alldorten unsere Kneipe wieder eröffnen möchten. Ich meinestheils bin hier fertig, und meine Geschäfte mit dem General von Möllendorf sind abgethan. Ich habe, wie ich's mit Dir verabredet hatte, dem König von Preußen erklären lassen, ich könne vorerst nicht darin willigen, daß in meinem Herzogthum unter den jungen Mannschaften Anwerbungen gemacht würden für das Kriegsheer des Königs, weil solche Anwerbungen vom Kaiser und vom Reich sehr übel könnten aufgenommen werden. Kurz, ich habe so gesprochen, wie mein Legationsrath Wolfgang Goethe in der mir ausgearbeiteten Denkschrift zu mir gesprochen hat.*) General von Möllendorf hat also für's Erste seine Forderung aufgegeben, wir haben heute früh unsere Schlußconferenz gehabt, und wenn es dem Herrn Legationsrath nun genehm wäre, so könnten wir heute Nachmittag von hier abfahren, nach Dessau gehen, dorten einen

*) Diese Denkschrift Goethe's über die Aushebung der Rekruten findet sich: Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe. Theil I, S. 4 ff.

Tag verweilen, und dann wieder gen Weimar wandern.

Mir ist's recht und lieb, es scheint mir, als leuchte plötzlich am Himmel ein Stern auf, und winke mir, ihm zu folgen, wie den Hirten auf dem Felde, da sie das Christkindlein finden sollten. Mein Christkindlein mit allen Wundern und heiligen Entzückungen liegt in Weimar, und lieber und holdseliger ist es mir in seiner niedrigen, kleinen Krippe, als sämmtliche Paläste und alle Herrlichkeit der großen Stadt.

Na, Gott sei Dank, rief der Herzog aufathmend, Du stimmst also mit mir überein, und das herrliche, niederträchtige Berlin hält Dich nicht in seinen Zauberbanden?

Nein, es hält mich nicht, obwohl mir's lieb war, einmal so drein zu schauen, wie das Kind in den Raritätenkasten. Sie wissen's, Bester, ich lebe gern im Anschauen, und tausend Lichter sind mir aufgegangen hier in der großen Stadt. Auch daß ich den alten Fritz gesehen habe, und sein Wesen, sein Gold, Silber und Marmor, seine Affen, Papageien und zerrissenen Vorhänge, auch das freut mich sehr. Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Krieges zu sitzen, in dem Augenblicke, da sie überzusprudeln droht. Die

Pracht der Königsstadt zu sehen, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die Tausend und Tausend Menschen, bereit, für sie geopfert zu werden, und das bunte Gewimmel von Menschen, Wagen, Pferden, Geschütz und Zurüstungen. Und das Alles doch nur Stifte aus dem großen Uhrwerk, nur Puppen, die ihre Bewegung erhalten von der großen Walze, Fridericus Rex gezeichnet, die eine nach der andern ihre Melodien singen müssen, je nachdem einer von den tausend Stiften an der großen Hauptwalze es ihnen auferlegt. *)

Hast wohl recht, den großen Mann mit der Hauptwalze im großen Räderwerk des Staates zu vergleichen, nickte der Herzog. Er regiert noch Alles und bringt noch Alles in Bewegung, und schert sich nicht darum, wenn seine kleinen Lumpenhunde auf den großen Menschen schimpfen. Mir hat's zuweilen das Herz mit Wuth erfüllt, die Kerls so rücksichtslos schimpfen zu hören, und doch thun zu müssen, als hört ich's nicht.

---

*) Goethe's eigene Worte. Siehe: Goethe's Briefwechsel mit Frau von Stein. Th. I, S. 168. — Merck: Briefwechsel. S. 139. — Riemer's Mittheilungen über Goethe. Th. II, S. 60.

Ach, Wolf, laß uns nach Weimar heimkehren. Mir scheint, die Menschen sind dort besser.

Jedenfalls rücksichtsvoller gegen uns, Herzog, als wie sie's hier sind. Je größer die Welt, desto garstiger die Farce, und keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe heute Morgen die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth, mein Geradsein erhalten wollen bis an's Ende, und lieber das Ende vorrücken mögen, als mich den letzten Theil des Ziels lausig hinkriechen lassen. Aber den Werth, den diese Reise hieher für mich und für uns Alle hat, den erkenne ich dankbar an. Ich bete die Götter an, und fühle in mir doch Muth genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen, wie ihr Bild, die Menschen. *)

Bist also gleich nun hier schon fertig mit ihnen, Wolf?

Beinahe, mein theurer Carl, oder wenn Sie wollen, auch schon ganz. Nur daß ich noch zum Abschied ein paar Besuche machen will, damit

*) Goethe's eigene Worte. Siehe: Goethe's Briefwechsel mit Frau von Stein. Th. I, S. 169.

die Leute mich nicht gar zu arg verketzern und für stolz und hochmüthig verschreien.

Weil sie selber stolz und hochnasig sind, und sich unterfangen zu denken, der Wolfgang Goethe sei ihres Gleichen, und müßte ihnen daher devotest die Cour schneiden! Ich hoffe wenigstens, Du gehst nicht zu dem hochweisen Herrn Nicolai, dem nüchternen Prosaiker, dem aufgeblasenen Vernunftmenschen, der vermeint, daß er mit seinem Verstand Alles durchschauen könnte, und doch mit seinem Verstande ein rechter Esel ist!

Nein, ich gehe weder zu Nicolai, noch zu Rammler und Engel, oder wie sie alle heißen mögen, die klugen Herren Schriftsteller von Berlin. Ich gehe nur zu dem Zeichner und Künstler Chodowiecki, zur guten Karschin, der Gelegenheitsdichterin, und endlich zu dem Philosophen Mendelssohn. Und dann, wenn's meinem lieben Herrn und Freund gefällig ist, dann fahren wir heute Nachmittag von dannen, und schütteln den Staub des sandigen Berlins von unseren Füßen.

Ich fange jetzt schon damit an, sagte der Herzog, indessen Du gehst und Deine Besuche machst. Willst meinen Wagen nehmen? Du weißt ja,

es steht ein Wagen aus dem königlichen Marstall immer für mich drunten im Hofe bereit.

Behüte! Sie würden Zetermordio schreien, wenn ich in einem königlichen Wagen an der Thüre der Poeten vorführe, und es würde wieder heißen, der Wolfgang Goethe habe den Poeten ganz und gar ausgezogen, um nur noch der Herr Legationsrath zu sein. Nein, ich gehe zu Fuß, und es belustigt mich auch sehr, mich so hinzuschieben durch das Menschengewühl, und den curiosen Berliner Jargon ein bischen zu studiren! — —

8.

Goethe's Besuche.

Von seinem fürstlichen Freunde sich beurlaubend, begab sich Goethe hinunter auf die Straße, um seine Besuche zu machen.

Er ging zuerst zu Chodowiecki, dem großen Zeichner und Kupferstecher, dessen Ruhm schon damals weit verbreitet war im ganzen Deutschland.

Der Künstler war in seinem Atelier und arbeitete eifrig an den Charakterfiguren zu der „Mimik," dem neuesten Werk von Professor Engel, als Goethe, von einer Magd gemeldet, bei ihm eintrat.

Meister, sagte er lächelnd, indem er Chodowiecki die Hand darbot, Meister, ich komme, Ihnen zu danken für viele schöne und glückliche Stunden, welche meine Freunde und ich Ihnen schulden.

Sie malen mit dem Grabstichel, und dichten mit dem Pinsel, Sie sind ein Künstler von Gottes Gnaden.

Wenn der Dichter Goethe mir das sagt, dann muß wohl etwas dran sein, sagte Chodowiecki mit aufstrahlenden Blicken. Ich danke Ihnen die schönsten und besten Stunden meines Lebens, und darum macht es mich stolz und glücklich, wenn ich durch irgend etwas, was ich gethan, ein wenig von meinem Dank und meiner Freude habe abtragen können. Die einzigen seligen Thränen, welche ich unter den vielen bitteren geweint habe, die habe ich vergossen bei Werther's Leiden. Ihr Götz von Berlichingen hat mich so begeistert, daß er mir selbst Nachts im Traum erschien, und mir keine Ruhe ließ, bis ich einmal mitten in der Nacht aus meinem Bett aufstieg, mir Licht anzündete, und den Götz zeichnete, wie er auf der Bank im Walde sitzt und mit Bruder Martin spricht. Warten Sie, ich suche Ihnen die Zeichnung, Sie müssen das Ding sehen!

Er öffnete geschäftig seine Mappen, und suchte unter den Zeichnungen das große Blatt hervor, welches diese Scene aus dem Götz darstellte.

Goethe beschauete es mit Aufmerksamkeit, und

äußerte laut seine Freude über die correcte Zeichnung und die dramatische Auffassung, und merkte es nicht, oder wollte es vielleicht nicht merken, daß, während er die schöne Zeichnung Chodowiecki's betrachtete, der Künstler, seitwärts von ihm stehend, eifrig damit beschäftigt war, mit dem Crayon auf ein Blatt Papier zu zeichnen, das vor ihm auf einem Seitentische lag.

Wie wundervoll Sie meinen deutschen Rittersmann wiedergegeben haben, rief Goethe nach langem Betrachten. Das ganze kraftvoll stolze Mittelalter spiegelt sich in dieser Figur, und hätte ich den Götz von Berlichingen noch nicht geschrieben, so würde der Anblick dieser Zeichnung mich vielleicht dazu begeistern. Ach, Ihr Künstler seid doch ein beneidenswerthes Volk. Wozu wir tausend und tausend Worte bedürfen, um es auszudrücken, das stellt Ihr vor uns hin mit wenigen Linien, und ein Strich genügt Euch, um das lachende Gesicht in ein weinendes zu verwandeln. Wie schwach ist doch das Wort, wie mächtig ist der Pinsel! Ich wollt', ich hätte das Talent, ein Maler zu sein!

Und ich, rief Chodowiecki, ich wollte alle meine Pinsel, meine Bleistifte und meine Grabstichel dem Teufel in's Angesicht werfen, wollt'

ihm meine Seele selber verkaufen, wenn ich dafür die Seele und das Genie vom Dichter Wolfgang Goethe in mich aufnehmen könnte. Was das für ein Mensch ist, und welch ein Profil ihm die Götter gegeben haben! Da! Schaut einmal her, ob Ihr auf Erden schon einen Menschen gesehen habt mit einem solchen Profil.

Und er reichte Goethe das Blatt dar, auf welchem er gezeichnet, und auf dem sich jetzt, mit wenigen genialen Strichen hingeworfen, das sprechend ähnliche Profil-Portrait des Dichters befand.

Goethe betrachtete es mit der Miene eines Kritikers. Es ist wahr, sagte er vollkommen ernsthaft, es giebt vielleicht nicht viele Menschen mit einem solchen Profil, aber ich kann Ihre Ansicht nicht theilen, daß die Götter an diesem Profil gearbeitet haben. Vielmehr scheint es mir, als hätte der Tischler diese scharf markirten Züge aus Eichenholz geschnitzt, und auf einen recht unausstehlichen Charakter läßt mich dies Profil schließen. Ich kenne natürlich den Menschen nicht, den das Bild darstellt, doch ich muß Ihnen sagen, mein theurer Meister, daß mir dieser Mensch, den Ihr da portraitirt habt, und dessen Portrait, wie ich schwören möchte, sprechend ähn-

lich ist, daß mir dieser Mensch nicht im mindesten gefallen könnte. Diese scharfe, gebogene Nase hat etwas Vorlautes und Suffisantes, die Stirn ist zwar hoch, und scheint mit Gedanken anzusetzen, aber ihre zurückgehende Linie beweist, daß die Gedanken nur ansetzen, aber sich dann in Verdusterung verlieren. Der Mund mit seinen aufgeworfenen Lippen hat einen unausstehlichen Zug von dummer Gutmüthigkeit und Sentimentalität, das stark hervortretende Kinn dürfte dem Räuberhauptmann Cartouche angehören, und dieses große aufgerissene Auge mit dem manierirten Feuerblick beweist recht, welch ein aufgeblasener Fant der Mensch sein muß, der sich vielleicht einbilden mag, daß alle Weiber in seine Physiognomie verliebt sind. Nein, nein, ich bleibe dabei, das Original dieses Portraits könnte mir nimmer und nimmermehr gefallen, und wenn der große Physiognomiker Lavater es sähe, so würde er sagen: „Das ist das Portrait eines aufgeblasenen barocken Kraftgenies, das sich einbildet, 'was Rechtes zu sein, und doch nichts ist! Das Portrait eines bombastischen Gesellen mit einem hohlen Kopfe hinter der renommistischen Stirn, und mit hohlen Phrasen auf den dicken Lippen."

Und wenn der Herr Lavater das sagt, so ist er ein Narr und ein Esel, schrie Chodowiecki wüthend, und er kann sich mit seiner ganzen Physiognomik in den tiefsten Winkel der Erde verkriechen, und der Lichtenberg in Göttingen hat ganz recht, daß er den hohlköpfigen Schwärmer, den Lavater, vor ganz Deutschland lächerlich gemacht hat durch seine wundervolle Physiognomik der Hundeschwänze und seine Silhouetten von unbekannten Schwänzen thatloser Schweinejünglinge.*) Wenn der Lavater wirklich so bornirt ist, daß er eine Krähe nicht von einem Adler unterscheiden kann, so ist das seine Sache, und er soll sich nicht unterstehen, jemals einen Blick auf dies Portrait hier zu werfen; und Sie sind es auch nicht werth, Sie Spötter, daß ich mich über Sie ärgere. Ich sage Ihnen, das Profil ist so schön, daß der große Zeus im Himmel zufrieden sein könnte, wenn man es ihm andichtete. Auch ist dies Portrait sehr ähnlich, und Sie haben gar nicht nöthig zu thun, als kennten Sie's nicht und wüßten nicht, daß es den Wolfgang Goethe darstellt. Da Sie's aber

*) Diese humoristische Satyre Lichtenberg's gegen Lavater's Physiognomik ist zu lesen und mit den Zeichnungen zu sehen in: Lichtenberg's Vermischte Schriften. Bd. IV, S. 119 ff.

mit Spott und Hohn beschimpfen, nun gut, so mag's vernichtet werden, und so will ich's zerreißen.

Um Gottes willen, rief Goethe, indem er herzusprang und Chodowiecki, welcher sich eben anschickte das Papier von einander zu reißen, die beiden Hände mit kräftiger Faust festhielt. Um Gottes willen, lieber, prächtiger Mensch, reißen Sie mir nicht das Portrait von einander. Es würde mir ja sein, als wenn Sie meinen eigenen Kopf spalteten, so ähnlich ist das Portrait.

Aha, jubelte Chodowiecki lachend, Sie erkennen es jetzt also an, daß das Portrait ähnlich ist?

Ich erkenne es an, Chodowiecki, gern und mit Freuden erkenne ich es an.

Und Sie gestehen ferner zu, daß es der Kopf eines genialen, edlen Dichters, eines Lieblings der Musen ist? Antworten Sie Ja, oder ich reiße das Portrait mitten voneinander, und Sie werden Ihr ganzes Leben lang Kopfreißen davon haben.

Ich antworte: Ja! Ja! Alles, was Sie wollen, rief Goethe lachend. Ich bin im Stande, mir selber die größten Schmeicheleien zu sagen,

nur um diese schöne Zeichnung zu retten! Geben Sie sie mir, Sie wunderlicher, lieber Mensch!

Nein, sagte Chodowiecki ernsthaft, ich gebe sie Ihnen nicht. Solch eine Zeichnung ist nicht dazu gemacht, daß sie zwischen zwei Pappdeckeln in Eurer Mappe verstaube, oder im Boudoir Eurer Geliebten hinter Glas und Rahmen aufgehangen werde. Nein, ganz Deutschland, die ganze Welt soll ihre Freude daran haben, ganz Deutschland soll ihn sehen, den jungen schönen Goethe, und nach Jahrhunderten noch sollen die deutschen Frauen sich den Wolfgang Goethe, wie er ausschaute in seinem neunundzwanzigsten Jahre, in ihrer Putzstube an der Wand aufhängen, und sollen seufzend und herzklopfend bekennen müssen: „Solch einen Götterjüngling hat's nur einmal gegeben, und wird's auch nimmer wieder geben. Ich wollt', ich hätte ihn gekannt, ich wollt', er hätte mich geliebt." Ja, ja, so sollen sie sprechen, nach Jahrhunderten noch, denn ich will ihnen diese Zeichnung verewigen in einem Kupferstich, und mein schönstes Kunstwerk soll's werden, das schwöre ich.*)

*) Der Kupferstich von Chodowiecki, der noch jetzt existirt und von dem die Verfasserin dieses Werkes ein schönes

Sie sind ein prächtiger Kerl, rief Goethe, und ich muß Sie umarmen und muß Ihnen sagen, daß ich mich darauf freue, von Ihnen verewigt zu werden, denn dies Portrait gefällt mir ganz ausbündig gut, und ich könnte beinahe stolz darauf sein, daß dieser Kopf mit dem genialen Profil mein eigenes Conterfei darstellen soll. So, und nun sind wir einig, und anjetzo, bevor ich Euch Valet sage, laßt mich noch die Arbeit sehen, bei welcher ich Euch eben gestört habe.

Er wollte das Tuch aufheben, welches Chodowiecki bei seinem Eintreten über die Kupferplatte geworfen, aber der Künstler wehrte ihn zurück.

Sehen Sie das nicht an, sagte er lebhaft, es würde mir wehe thun, vor Ihnen als Handwerker zu erscheinen, da ich wünschte, Sie möchten doch in mir nur den Künstler ehren. Wir armen Künstler sind aber übel d'ran, und es bleibt für uns leider das alte Sprichwort immer wahr: „Die Kunst geht nach Brot.“ Man muß den hauptsächlichsten Theil seines Lebens immer Handwerker sein, um nebenher auch einige Stun-

Exemplar besitzt, welches Ottilie von Goethe ihr einst geschenkt, ist ein Brustbild in Profil, das schönste aus seiner Jugendzeit.

den frei zu haben, in denen man Künstler sein darf. Die elendesten Sudeleien muß ich mit meinen Kupfern illuminiren, um mir damit die Zeit zu erkaufen, daß ich ein Kunstwerk schaffen kann.

Das sind die Zinsen, Freund, die Sie der Welt zu zahlen haben für das große Capital, welches die Götter Ihnen anvertraut. Glaub's wohl, der Künstler Chodowiecki äße schmale Bissen, wenn der Handwerker Chodowiecki nicht für ihn die Zeche bezahlte und ihm eine lockere Mahlzeit auftrüge. Aber seien Sie darüber nicht ungehalten; glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre, denn der Künstler wird nie bezahlt, sondern nur der Handwerker.*) So wünsche ich denn nur, daß der Handwerker Chodowiecki immer recht viel zu thun habe und recht hoch bezahlt werde, damit der Künstler Chodowiecki uns noch viel schöne und treffliche Werke schaffen möge. Und dies sei für heute mein Lebewohl, Freund und Künstler! Wenn Sie aber recht bald einen Willkommensgruß von mir hören möchten, so kommen Sie nach Weimar, und Sie sollen sehen, wie

*) Goethe's eigene Worte. Siehe G. H. Lewes: Goethe's Leben und Schriften. I, S. 495.

man dorten die Künstler ehrt und wie sehr man den Chodowiecki als einen Künstler anerkennt!

Er umarmte und küßte Chodowiecki, der freudestrahlend ihn anschaute und es sich nicht nehmen ließ, den Dichter, als wär's ein Fürst, ein König, bis vor die Thüre seines Hauses zu begleiten.

Und anjetzo zur Madame Karschin, sagte Goethe zu sich selber, indem er rüstig durch die Straßen dahin schritt. Das gute Weib hat mich angesungen mit so hübschen und angenehmen Versen, daß ich ihr wohl meinen Dank dafür darbringen muß, trotzdem ich mir vorgenommen, mich den Berliner Schriftstellern ganz fern zu halten. Also nach der Stechbahn zur Madame Karschin hin.

Von der Wilhelmstraße, wo Chodowiecki wohnte, bis zur Stechbahn war's nicht weit, und bald hatte Goethe das alterthümliche, graue Haus erreicht, in welchem die Dichterin wohnen sollte. Erst nach langem Fragen und Forschen in den unteren, stattlicheren Etagen des Hauses gelang es Goethe, die Wohnung der Dichterin zu ermitteln. Nachdem er eine enge, steile Treppe, die zu einem schrägen Dachboden hinaufführte, erklettert hatte, stand er jetzt vor einer schmalen,

niedrigen Thür. Bei dem durch ein kleines schräges Dachfenster hereinfallenden Dämmerlichte bemerkte Goethe ein graues Stück Papier, welches da angeklebt war, und auf welchem mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Anna Louise Karsch, deutsche Dichterin.“

Bescheidentlich klopfte Goethe an die Thür, erst leise, dann lauter und vernehmlicher. Aber kein Herein ertönte, und die Stimmen, welche da drinnen im lebhaften Wechselgespräch sich vernehmen ließen, unterbrachen sich keinen Augenblick, auch dann nicht, als Goethe jetzt die Thür öffnete und eintrat in das düstere Zimmer, welches sich vor ihm aufthat.

Ich will's thun, mein Herr, sagte die Frau, welche neben einem jungen Manne an einem Tische saß, welcher in der Fensternische stand, ja, ich will's thun, will Ihnen etwas in Ihr Stammbuch schreiben, obwohl ich Ihnen sagen muß, daß das Stammbuchgeschreibsel jetzt sehr überhand nimmt. Aber Sie müssen mir auch meine Bedingung erfüllen. Sie müssen mir versprechen, daß, wenn Sie bei Herrn Rammler gewesen sind, und er sich in Ihr Stammbuch eingeschrieben hat, Sie nachher gleich wieder zu mir her-

aufklettern, und mir zeigen wollen, was er geschrieben, mir sagen, was er über mich gesprochen!

Nun denn, Frau Karschin, ich verspreche es Ihnen, rief der junge Mann feierlich. Ich gebe der deutschen Dichterin das Ehrenwort eines deutschen Jünglings, der niemals sich so weit erniedrigen wird, sein Wort zu brechen.

Es ist gut, ich schreibe also, sagte die kleine Frau, indem sie die Feder nahm und sich über das schmale Büchelchen neigte, das vor ihr auf dem Tische lag. Eine tiefe Stille trat jetzt ein; mit andachtsvollen Blicken folgten die Augen des deutschen Jünglings „der kleinen dürren Hand," welche die Feder führte; mit heiteren aufmerksamen Augen schaute Goethe, der unbeachtet wie ein demüthiger Supplikant an der Thüre stand, sich in dem niedrigen, düstern Zimmer um, dessen ärmliche Einrichtung von den beschränkten Verhältnissen der „deutschen Dichterin" zeugte. Auch die Erscheinung der Louise Karsch harmonirte mit diesem Zimmer. Eine kleine knochige, magere Gestalt, bekleidet mit einem enganschließenden Gewande von dunklem geblümten Zitz; auf dem ergrauten Haar, das gescheitelt die niedrige Stirn einfaßte, eine weiße Haube, deren zerknitterter Strich etwas von seiner Weiße ver=

loren hatte, und darin sehr harmonirte mit der breiten Fraise, welche den gelben, dürren Hals der Dichterin umgab. Die Züge des magern Antlitzes scharf und eckig, nur unter den dicken grauen Augenbrauen ein paar große dunkle Augen von wundersamem Glanze, mit raschem, scharfem Blicke, der zuweilen, während des Schreibens, vom Papier sich abwandte und sinnend aufschaute an die graue niedrige Decke des Zimmers.

So, mein Herr, sagte sie jetzt, die Feder niederlegend. Da haben Sie mein Poem. Hören Sie:

Sei König über Deinen Willen,
Wenn er Dich hindern will am Pflichterfüllen,
Er sei der Tugend Kettenmacht,
Dann wird die Scheelsucht hier verblinden. —
Im Tadelfinden.

Sehr schön, oh, sehr schön, rief der junge Mann begeistert. Ich danke Ihnen tausendmal, und diese herrlichen Worte sollen fortan der Leitstern meines ganzen Lebens sein!

Gehen Sie nun zum Herrn Professor Rammler, mein Herr, sagte die Karsch gebieterisch, und nachher zeigen Sie mir, was er geschrieben hat, denn ich bin überzeugt — mein Gott! unterbrach sie sich selber, indem sie, aufstehend, jetzt Goethe

gewahrte, der noch immer an der Thüre stand. Mein Gott, da ist ja ein Fremder.

Ja, ein Fremder, sagte Goethe, welcher mit freundlichem Lächeln sich ihr näherte, während der glückliche Besitzer des Stammbuches sich entfernte, ein Fremder, welcher Berlin nicht verlassen möchte, ohne der deutschen Dichterin seinen Besuch gemacht zu haben.

Und ohne einen Vers von ihr für's Stammbuch geschrieben zu sehen, nicht wahr? fragte sie. Ich kenne das; ich bin jetzt in die Mode gekommen, und wenn ich davon leben könnte, daß ich mich in Euren Stammbüchern verewigte, so würde ich ein sorgenloses Dasein haben. Nun, habe ich's errathen? Nicht wahr, Sie wollen eine Handschrift von mir?

Nein, nur ein gutes Wort und einen freundlichen Händedruck, denn die Handschrift der Louise Karschin besitze ich, wenn anders das Gedicht und der Brief, den die liebe Frau Karsch mir vor einem halben Jahre nach Weimar sandte, von ihr selber geschrieben war.

So sind Sie also Goethe? rief sie, ihre Hände verwundert in einander schlagend. Der Dichter Johann Wolfgang Goethe, der berühmte Verfasser des Werkes, das mir so viele —

Thränen gekostet hat, fiel Goethe ihr lachend in's Wort. Ich bitte Sie, Liebste, ersparen Sie mir diese Phrase, die mich auf der Reise verfolgt, wie den Orest die Furien, die ich vernehmen muß, wo irgend eine neue Bekanntschaft sich mir präsentirt. Ich weiß es ja, der Werther ist die Lieblingsgestalt des Lesepublikums geworden, er hat alle Thränendrüsen geöffnet, alle Mondscheinseelen windelweich gemacht; ich möcht' mich selber küssen und ohrfeigen dafür, daß ich den Werther geschrieben.

Die Karschin lachte laut auf. Das ist prächtig. Sie gefallen mir! Sie sind ein großer Dichter, ein Genie, denn nur ein Genie bringt es so weit, sich selber zu übersehen und zu verspotten. Willkommen also, Deutschlands größter Dichter, willkommen im Dachstübchen der Dichterin. Da haben Sie das gute Wort, welches Sie haben wollten, und hier den Händedruck.

Sie reichte Goethe ihre Hände dar und nickte ihm freundlich zu. Und also haben Sie es der Mühe werth gehalten, die arme Karsch zu besuchen? Das freut mich, denn ich sehe daraus, daß man Sie mit Unrecht des Hochmuthes und Stolzes zeiht.

Thut man das? fragte Goethe lächelnd. Kön=

nen mir die Berliner Poeten und Schriftsteller es noch immer nicht vergeben, daß ich an einem Hofe lebe, und ein Fürst mich mit seiner Gunst beehrt?

Sie würden es Ihnen sehr gern vergeben, lachte die Karsch, wenn sie die Macht hätten, Sie bei Seite zu schupsen und Ihre Stelle einzunehmen. Sie zürnen Ihnen ja nur, weil sie Sie beneiden, und weil wir hier es gar nicht gewohnt sind, beachtet zu werden. Unser Fürst und Landesherr, ein so großer Held und König er sonst ist, bekümmert sich doch im mindesten nicht um die deutsche Poesie, und seinetwegen würden die Berliner Schriftsteller alle sammt und sonders verhungern können, er würde sich so wenig d'rum kümmern, als um die Mücken, die im Sonnenschein spielen.

Er hat sich also immer noch nicht geändert, der große König? fragte Goethe. Will immer noch nichts wissen von der deutschen Literatur?

Nein, er hält sie immer noch für die Sprache der Barbaren und Bärentreiber. Schimpft auf uns, verachtet uns und weiß so wenig von uns, wie der Mann im Monde. Seinen Voltaire betet er an, der alte Fritz; die französischen Poeten, die kennt er auswendig, aber selbst von einem

Lessing weiß er nichts, und über den Götz von Berlichingen und über Werther's Leiden hat er geschimpft, ich sage Ihnen, geradezu geschimpft! Oh, ich weiß das! Ich kenne den General von Seidlitz, den Adjutanten des Königs, er ladet mich zuweilen zu Tisch ein, läßt sich da von mir meine Gedichte vorlesen und erzählt mir dann, was der König über die deutschen Dichter sagt, weil's dem Seidlitz Freude macht, wenn er mich in Rage bringt; denn Sie müssen wissen, wenn ich in Rage gerathe, dann spreche ich, ohne daß ich es weiß, in Versen. Ich habe mir das so angewöhnt während meiner unglücklichen Ehe mit dem Schneider Karsch. Wenn er mich schimpfte, antwortete ich ihm in Versen, und versuchte, um meine Gedanken auf andere Dinge zu lenken, die schwierigsten Reime zu machen. Da er aber beinah immer schimpfte und zankte, so sprach ich auch beinah immer in Versen.

Und führten also auf diese Weise eine sehr poetische Ehe? lächelte Goethe.

Ja wohl, poetisch, sagte die Karschin, und ihre großen, blitzenden Augen verdüsterten sich. Wenn es wahr ist, daß die Thränen die Taufe des Dichters sind, so bin ich zwölf Jahre täglich getauft wor=

den, und müßte demnach eine ganz außerordentliche Dichterin sein!

Das sind Sie ja auch, wer möchte es streiten! Ihre Lieder zeugen von hochpoetischer Begabung, und ich habe Ihre schönen Heldengedichte auf den alten Friedrich mit wahrer Freude gelesen.

Und Er? fragte sie mit bitterm Tone. Wissen Sie, was Er gethan hat? Ich wandte mich an ihn, ich bat ihn um eine Unterstützung. Denn an wen soll ein Dichter in seiner Lebensnoth sich sonst wenden, als an Gott und seinen König? Wer ist es werth, dem Dichter zu Hülfe zu kommen, außer der König? Und noch dazu hatte er es mir mit seinem eigenen Munde versprochen, für mich zu sorgen.

Sie haben ihn also selbst gesprochen? fragte Goethe.

Ja wohl, ich habe ihn selbst gesprochen. Es sind acht Jahre her, als mir der General von Seidlitz eine Audienz beim König in Sanssouci verschaffte. Der König war sehr gnädig und leutselig, und fragte mich Vielerlei über mein Leben, und da ich ihm erzählte von meiner

Armuth und Bedürftigkeit, versprach er mir freundlich, für mich zu sorgen.*)

Und er that es nicht? Der große König hätte sein gegebenes Wort nicht erfüllt?

Nein, er hat es nicht erfüllt. Hätte er es dem geringsten französischen Scribenten gegeben, so würde er es erfüllt haben. Aber einem deutschen Poeten, wozu dem Wort halten? Was ist dem großen deutschen König ein deutscher Poet? Ein Phantom, das er nicht kennt, an das er nicht einmal glaubt. Nein, der König, so groß er immer ist, hat gegen mich, die deutsche Dichterin, doch klein sich gezeigt. Ich habe ihn besungen wie ein Poet, und er hat mir dafür ein jämmerliches Almosen geben wollen, wie man's dem zerlumpten Bettler giebt, der am Wege hungert.

Es ist also wirklich wahr? fragte Goethe. Er hat Ihnen auf Ihre Supplik —

Zwei Thaler geschickt! Ja wohl, das ist wahr, und ich sehe wohl an Ihrem Lächeln, Sie kennen die Geschichte, und wissen, daß ich sie ihm

*) Diese Unterredung, welche Friedrich mit der Karschin hatte, ist zu lesen in: Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrich's des Großen, zweiter Band, Seite 72.

wieder geschickt habe. Oh, ich hätte ja lieber verhungern wollen, als den Bettelpfennig annehmen. Aber ich will Ihnen das Neueste erzählen, was mir passirt ist, erst jetzt vor ein paar Wochen passirt ist. Ich hatte die Geschichte mit den zwei Thalern vergessen und verschmerzt. Es geht mir jetzt besser, denn die Buchhändler bezahlen meine Lieder und Gedichte gut, und eine Anzahl von Gönnern und Freunden, an deren Spitze der Prinz von Preußen steht, geben mir zusammen eine kleine Pension, von der ich wenigstens nothdürftig leben kann. Einer von meinen Gönnern hat mir ein Stück Land geschenkt an der Spree, nicht weit von der Herculesbrücke, und da wollte ich mir gern ein kleines Haus bauen, um endlich doch eine sichere Stätte zu haben, wohin ich mich zurückziehen könnte, und das mir eine Zuflucht sein sollte gegen alle Unruhen und Schmerzen des Lebens. Und wie ich das dachte, da tauchte das alte Vertrauen und die unvergängliche Liebe zu dem großen König wieder in mir empor, und weil ich ihn so tief verehre, hoffte ich noch immer auf die Erfüllung seines Versprechens. Ich wandte mich also nochmals an den König, ich bat ihn, für mich das zu thun, was er so Vielen, was er Schustern

und Schneidern bewilligt hat. Denn Sie wissen doch, der König giebt Jedem Baugelder zu Hülfe, der bauen will. Alle Häuser am Gensdarmenmarkt sind mit der Hülfe königlicher Baugelder gebauet, und der König selbst entwirft zuweilen die Zeichnung der Façaden. Dem Schlächter Kühn hat er auch selber die Façade zu seinem großen Hause am Gensdarmenmarkt gemacht und hat ihm neunundneunzig Schafsköpfe als Verzierung am Fries gezeichnet, nur neunundneunzig, weil er gesagt hat, der Schlächter Kühn wäre selbst der hundertste. Es hat dem auch nichts geholfen, daß er remonstrirte, er mußte die Schafsköpfe behalten, wenn er die Baugelder haben wollte.

Wahrhaftig, rief Goethe lachend, der König ist doch in allen Dingen ein genialer und ungewöhnlicher Mann, und Keiner thut es ihm gleich.

Nein, Keiner thut es ihm gleich, wiederholte die Karschin, und Keiner würde so an mir gehandelt haben, wie er's gethan! Hören Sie nur! Ich schrieb also an den König, ich bat ihn in einem schönen, und recht wohl gelungenen Gedicht, und mit rechter Begeisterung und Rührung, endlich auch einmal das Licht seiner Gnade

leuchten zu lassen über einem deutschen Dichter, und für mich ein Mäcen zu sein, wenn ich auch leider kein Horaz wäre. Und während ich schrieb, blutete mir das Herz vor Jammer und Weh, daß ich so bitten und betteln mußte, und meine Thränen fielen nieder auf das Papier, auf welches die deutsche Dichterin ihre begeisterten Bettelverse schrieb. Nun was meinen Sie wohl, was mir der König geantwortet hat? Wie viel Baugelder meinen Sie wohl, daß mir der große König zu meinem Hause hat anweisen lassen? Nehmen Sie den geringsten Satz an, und dann sagen Sie, wie viel Sie denken.

Nun, wenn es gering war, wie Sie sagen, aber wenn er Ihnen doch überhaupt Baugelder schickte, so wird Ihnen der König etwa ein paar Hundert Thaler geschickt haben.

Die Dichterin brach in ein lautes, höhnisches Lachen aus. Drei Thaler hat er mir geschickt! Sage drei Thaler hat mir Friedrich der Große zum Bau eines Hauses geschickt.

Und Sie? Was thaten Sie? Sie haben es angenommen?

Ja, erwiderte sie stolz, ja ich habe die drei Thaler angenommen, und ich will sie aufbewahren als ein Vermächtniß für meine Tochter, als

eine historische Erinnerung für nachkommende Geschlechter, die ihnen erzählen soll von der Huld des deutschen Königs für die deutsche Dichterin. Ich habe die drei Thaler angenommen, und ich habe dem König eine Quittung gesandt. Wollen Sie meine Quittung hören? Soll ich sie Ihnen vorlesen?

Goethe nickte freundlich, und die Karschin nahm aus dem Wust Papieren, welche auf ihrem Schreibtische lagen, ein Blatt auf und las:

Seine Majestät befahlen
Mir, statt meines Hauses Bau,
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Befehl ward ganz genau,
Prompt und willig ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Morgen mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Von des abgegrämten, alten
Magern Weibes Ueberrest,
Das der König — seufzen läßt.*)

*) Siehe: Leben und Gedichte der Louise Karschin. Herausgegeben von ihrer Tochter.

Nun, sagte die Karschin, ihre blitzenden Augen auf Goethe heftend, der ernst und still vor sich niederblickte. Nun, Sie lachen nicht?

Nein, erwiderte er sanft, ich lache nicht; vielmehr macht mich Ihr Gedicht traurig, denn es klingt daraus der große Schmerz des Dichterdaseins, der ewig sich erneuernde Kampf der Wirklichkeit und der Phantasie hervor. Die von den Göttern Gesegneten müssen sich demüthigen, und wenn wir auch noch so hoch das Haupt in den Himmel erheben, so stehen doch unsere Füße in dem Staub der Erde, und da man auf den Füßen bleiben muß, um auf Erden wandeln zu können, so muß schon immer das gottbegeisterte Haupt sich wieder niederducken aus dem Himmel, um auf Erden seine Straße zu finden und demüthiglich dahin zu schreiten.

Ach, das thut wohl, rief die Karschin mit Thränen in den Augen, das ist Balsam für meine Wunden. Oh Goethe, Sie sind ein großer Dichter, denn ich fühle es, Sie sind ein großer Mensch, und Ihr Herz ist gut und mitleidsvoll. Oh Goethe, wie unrecht thun Ihnen diejenigen, welche Sie stolz und kalt nennen und von Ihrem Hochmuth sprechen. Seien Sie nur zuweilen ein bischen nachgiebig, Sie lie-

ber, großer Poet. Warum haben Sie zum Beispiel nicht unsere Berliner Dichter und Schriftsteller aufgesucht? Sie können doch denken, daß die Kunde von Ihrem Hiersein wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt gegangen ist. Da haben nun der Nicolai, der Rammler, der Engel und Mendelssohn, und all' die anderen großen und berühmten Herren diese acht Tage, seit Sie in Berlin sind, in ihren Häusern gesessen wie der Dachs im Bau, um auf Sie zu lauern und Ihren Besuch nicht zu verfehlen. Zuletzt aber sind sie jetzt desperat geworden, und schimpfen weidlich, daß Sie hochmüthig und stolz sind, und was Besseres sein wollen, als wir Anderen alle. Warum haben Sie den Berliner Herren nicht Ihren Besuch gemacht, Sie lieber, großer, schöner Dichter?

Es klopfte heftig an der Thür, und der junge Mann mit seinem Stammbuch in der Hand sprang herein.

Da bin ich wieder, sagte er athemlos. Sie sehen, meine liebe Frau Karschin, ich habe mein Wort gehalten, und komme gleich vom Herrn Professor Rammler wieder zu Ihnen.

Sie haben ihn also gesprochen? Er hat sich in Ihr Stammbuch eingezeichnet.

Ja, ich habe ihn gesprochen, und er hat sich eingeschrieben!

Und hat auf mich gescholten, nicht wahr? Hat mit hochmüthigem Naserümpfen von mir gesprochen? Denn Sie müssen wissen, wandte sie sich an Goethe, der Herr Professor Rammler verachtet meine Dichtungen, weil ich mit der römischen und griechischen Mythologie nicht so bekannt bin wie er. Nun sagen Sie, mein junger Freund, was sprach er von mir?

Ich habe Ihnen zwar mein Ehrenwort gegeben, Alles zu sagen, seufzte der junge Mann, aber ich hoffe, Sie entbinden mich davon, wenn ich sie bitte.

Nein, das thue ich nicht, rief die Karschin eifrig. Vielmehr kraft Ihres gegebenen Ehrenwortes verlange ich, daß Sie mir Wort für Wort Alles erzählen.

Wenn es denn sein muß, nun, so sei es, sagte der junge Mann energisch. Ich begab mich also zu Herrn Professor Rammler, der ein paar Häuser von hier wohnt. Er fragte mich gleich, ob ich bei Ihnen gewesen wäre.

Just wie ich Sie fragte, ob Sie bei Rammler gewesen wären, lachte die Karschin.

Ich bejahete es und sagte, Sie hätten mir

seine Wohnung gezeigt. Darauf sagte er: „Hat sie nicht Uebles von mir gesprochen? Sie pflegt sich das so, nach alter Weiber Manier, vor Fremden zu erlauben. Ich kenne sie.“ Darauf blätterte er in meinem Stammbuch, und als er Ihren Vers fand, da ward er ganz roth, schlug mit der Hand darauf und schie: „Da seh' ich's ja, daß sie von mir gesprochen hat! Sie sagt es jedem Fremden, daß ich sie tadelhaft fände. Was sie da geschrieben, soll auf mich gehen.“ Darauf nahm er rasch die Feder und schrieb auf die Seite, welche Ihren Versen gegenüber steht, ein paar Zeilen, klappte das Buch zu und reichte es mir dar. Ich, um mein Ehrenwort einzuhalten, rannte sogleich hieher, und habe mir selber noch nicht einmal die Zeit gelassen, zu lesen, was er geschrieben.

So lesen Sie jetzt, gebot die Karschin. Rasch, schlagen Sie das Stammbuch auf. Lesen Sie!

Der junge Mann blätterte hastig in dem Stammbuch, und als er die betreffende Seite gefunden, las er:

Wer schmäht und Schmähwort hört, dem sei zur Straf' erkoren,
Daß Die werd' an der Zung', und Der gehenkt — an Ohren.*)

---

*) Diese Scene trug sich wirklich so zu und ist mitgetheilt in: Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Band II, S. 240.

Das ist schändlich, das ist nichtswürdig, rief die Karschin zornig, während Goethe laut lachend das Stammbuch nahm und das scharfe Epigramm noch einmal überlas. Aber so ist der Rammler, ja, so ist er, fuhr sie hitzig fort. Seine Zunge ist für alle Menschen ein zweischneidig Schwert, und nur für sich selber ein angenehmer Pfauenwedel, mit dem er seiner Herrlichkeit Lobhymnen fächelt. Und weiß es nicht, daß er selber ein Narr ist. Ja, ein Narr! Der große Friedrich selber hat den Rammler so genannt, und also ist er's. Der Wachtparade hat er jüngst zugeschaut, der erhabene, berühmte Professor Rammler, und hat dem König ganz nahe gestanden und ihn unverwandt angesehen. Einer von den Cavalieren oder Generälen, der den Rammler kannte, hat darauf dem König ein paar Worte zugeflüstert. Da wendet der alte Fritz seinen Schimmel, reitet gerade auf den Herrn Professor hin, schaut ihn an mit seinen funkelnden Sternenaugen und fragt: „Ist Er der große Rammler?" Und mein Professorlein neigt stolz das Haupt und spricht: „Ja, Majestät, ich bin's." Der König ruft ganz laut: „Er ist ein Narr!" Wendet seinen Schimmel wieder und reitet

langsam fort,*) während rings um den „großen Rammler" Alles lacht und höhnt. Oh ja, es giebt viele Geschichten von ihm. Soll ich Ihnen einmal erzählen, wie der Lessing den großen Rammler geneckt hat?

Nein, liebe Frau, sagte Goethe lachend, erzählen Sie mir nichts mehr. Ich seh's wohl, Ihr seid ein boshaftes, leicht gereiztes Völkchen, Ihr Berliner Schriftsteller und Poeten. Ich könnte mich wahrlich vor Euch fürchten, und will froh sein, unbeschädigt von hier fortzukommen. Lassen Sie mich also gehen, liebe Frau, gedenken Sie meiner freundlich, und wenn's die Anderen gar zu arg machen wollen, so heben Sie mitleidig Ihre liebe Hand empor, und halten Sie die Geißel auf, daß sie nicht niederfallen kann über den armen Wolfgang Goethe. Adieu, herzliebe Frau!

Er nickte ihr zu, öffnete hastig die Thür und eilte die Treppen hinunter wieder auf die Straße.

Mit den Berliner Schriftstellern und Poeten mag ich nun weiter nichts zu thun haben, sagte Goethe zu sich selber, und ich bin froh, daß ich

*) Siehe: Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Band II, S. 240.

mich fern von ihnen gehalten habe. Aber mit dem Berliner Philosophen wird es mir hoffentlich besser gehen. Und bei ihm werde ich die Weisheit und Langmuth finden, welche den Poeten fehlt. —

Da stand er nun nach kurzer Wanderung vor dem Hause in der Spandauer Straße, in welchem der Kaufmann und Philosoph Moses Mendelssohn wohnte, schritt die Treppe hinauf, und schellte an der Thür, die zu seiner Wohnung führte.

Ein alter Diener öffnete und erwiderte auf Goethe's Frage, Herr Moses Mendelssohn sei zu Hause und befinde sich in seinem Studirzimmer.

So melden Sie ihm, Wolfgang Goethe aus Weimar wünsche ihn zu sprechen.

Der Diener verschwand, und Goethe stand wartend in dem kleinen engen Corridor, schaute lächelnd hin auf die Thür, die ihm der Diener als den Eingang zum Studirzimmer seines Herrn bezeichnet hatte, und erwartete, daß „die Pforten der Weisheit" sich aufthun würden, um das Weltkind in die heiligen Hallen der Philosophie eintreten zu lassen.

Drinnen aber hinter dieser Thür stand der

kleine verwachsene Mann, der große Philosoph Moses, des Mendels Sohn, stand rathlos da, und überlegte in seinem Innern, ob er den Wolfgang Goethe empfangen wolle. Warum eigentlich sollte er es thun? War Goethe nicht acht Tage schon in Berlin gewesen, ohne ihn aufzusuchen, recht als wollte der stolze Legationsrath ihm beweisen, daß er sich wenig kümmere um den Berliner Philosophen? Und hatte des Moses edler Freund, der große Lessing, nicht jüngst gar mächtige und zornige Worte gegen Götz von Berlichingen geschleudert, und waren seine anderen drei Freunde, Nicolai, Rammler und Engel, nicht auch die erbitterten Gegner und Antipoden des Kraftgenies und Legationsrathes aus Weimar? Und wenn er zum Moses kommen wollte, was kommt er dann so spät, so —

Herr, bemerkte der an der Thür harrende Diener leise, der Herr Goethe wartet, soll ich ihn nicht eintreten lassen?

Der Philosoph erhob sein Haupt. Sein Entschluß war gefaßt. Nein, rief er laut, nein, Du sollst diesen Herrn Goethe nicht eintreten lassen. Vielmehr sollst Du ihm sagen, Du habest Dich geirrt, ich sei nicht zu Hause.

Der alte Diener blickte ganz erschrocken auf

seinen Herrn, von dem er heute zum ersten Mal eine Unwahrheit vernahm.

Wie, Herr, ich soll dem Fremden sagen, —

Du sollst ihm sagen, rief Moses in gereiztem Ton, den ihm vielleicht der Mißmuth über sich selber erpreßte, Du sollst ihm sagen, ich wäre nicht zu Hause, ich wäre ausgegangen.

Und mit entschlossener, trotziger Miene setzte der Philosoph sich wieder vor seinem Schreibtisch nieder, um weiter zu arbeiten an seinem neuen Werk: „Jerusalem," und sagte still vor sich hin: Ich habe recht gethan, ihn abzuweisen. Er hat zu lange gezögert, jetzt ist es zu spät.*)

Der Diener war zögernd und langsam hinausgegangen, um die beschämende Botschaft auszurichten. Als er aber hinaustrat auf den Corridor, fand er ihn leer. Der Fremde war verschwunden.

Er hatte wohl die lauten abweisenden Worte des Philosophen vernommen und es vorgezogen, den Bescheid nicht abzuwarten.

---

*) Aus dem Munde Ludwig Tieck's habe ich selber diese Anekdote erfahren, und Ludwig Tieck versicherte, der Sohn Moses Mendelssohn's habe ihm dieselbe mitgetheilt. Siehe auch: Goethe in Berlin. Erinnerungsblätter, Seite 6.

Die Verf.

9.

Abschied von Berlin.

Was ist's, mein Wolf? fragte der Herzog, als Goethe heimkehrend zu dem Herzog eintrat. Was bedeutet diese Wolke auf Deiner Stirn? Haben die vermaledeiten Berliner Schöngeister am Ende gar meinen Dichter geärgert und gekränkt?

Nein, Herzog, ich — Und plötzlich innehaltend, brach Goethe in ein lautes, schallendes Gelächter aus, sprang in großen Sätzen im Zimmer auf und nieder, und lachte und schrie und brüllte: Hurrah! Hurrah! Die Weltweisen sollen leben! Vivat die Philosophen!

Sie sollen leben, leben, leben, jauchzte der Herzog, und stimmte lustig ein in Goethe's lautes Lachen. Vivat die Philosophen! Hurrah!

Ich seh' sie reiten zur Maienlust hinauf zum Blocksberg, schrie Goethe. Auf einem Eselein mit goldenen Hörnern reiten sie mit Pharisäer-mienen, und fromme Knoten schlagend mit den Augen beten sie: „Ich danke Dir, oh Herr, daß ich nicht bin wie die Weltkinder, nicht hochmüthig und stolz und eitel. Ich danke Dir, oh Herr, daß ich ein Weiser bin, ein Philosoph!" Hei, bester Carl Augustus, ich habe heute einen Philosophen gehört, einen weisen Mann, und große Offen-barungen hat er mir gekündet mit der Weisheit, die aus seinem Munde niederfloß! Und alle Spinnen in den grauen selbstgewebten Netzen auf seinem Corridor, die flüsterten und sangen: „Wir schweben, wir weben am Urquell vom Leben. Wir spinnen am Webtuch der Zeiten." Und „Hallelujah!" wisperten die Mäuschen, die aus den Ecken hervorkrochen, „Hallelujah, hier wohnt der große Philosoph, der Moses, der die Weis-heit mit Löffeln hat gefressen, und nichts weiß von ird'scher Eitelkeit! Oh, gar nichts, gar nichts! Gar nichts!" Und die Mäuse und Spinnen tanzten den Rundtanz auf der Schwelle des großen Philosophen! Hei hopsa! Wir wollen auch tanzen!

Und er faßte mit beiden Armen den Herzog

um den Leib, und drehte sich mit ihm in wirbelnden Kreisen, und Beide lachten und Beide schrieen, und des Herzogs Wolfshund, der ruhig in der Ecke geschlafen, sprang auf, und tanzte heulend und bellend um die Tanzenden, die in immer wilderen Sätzen und mit immer höheren Bocksprüngen durch das Zimmer wirbelten. Das seidene Band, das Goethe's Haar im Nacken zu einem Zopf zusammenfaßte, löste sich im tollen Wirbeln, der lose gedrehte Zopf fiel auseinander, und wie der Goethe es merkte, da schüttelte er wild sein Haupt, daß sein Haar puderstäubend in mächtigen tollen Ringeln weithin sich um das Haupt schlängelte und schwirrte, und dann sanken sie Beide, Er und der Herzog, ganz erschöpft vom tollen Wirbel, keuchend und lachend auf den Boden nieder, und der Herzog schaute den Goethe an mit Augen, welche das Lachen mit Thränen gefüllt hatte.

Gott sei Dank, Wolf, rief er, Gott sei Dank! Der Most hat einmal wieder gegohren, und hat ein paar Tonnenreifen des Anstands gesprengt!

Ja, sagte Goethe, der plötzlich jetzt wieder eine ernste, gesetzte Miene annahm, der Most hat gegohren, die lieben Menschen haben mit ihren geschäftigen Händen ein wenig darin um-

gerührt, und so denke ich denn und hoffe, es muß zuletzt doch noch ein guter, edler Wein aus dem Moste sich klären.

Und können wir jetzt abfahren, Wolf? fragte der Herzog aufspringend. Bist's jetzt fertig mit den Berliner Menschen?

Bin fertig mit ihnen, erwiderte Goethe, und wer weiß, vielleicht nicht blos mit den Berlinern, sondern auch fertig mit den anderen Menschen. Ich fühl's, mein Herzog, die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe welkt täglich mehr, und nur für Sie, und für die Holde, die ich liebe, hat sie noch Farbenglanz und Duft und Schmelz. Ach, Ihr Theuern, seid barmherzig und gebt's nicht zu, daß sie auch für Euch dereinst welke. Laß mir den Sonnenschein der Freundschaft und der Güte in Deinen Augen, mein Carl, stärke damit die arme kleine Blüthe, daß sie nicht ganz zusammenschrumpft und welkt!

Er schlang mit leidenschaftlichem Ungestüm seine beiden Arme um den Hals des Herzogs, der ihn zärtlich an seine Brust drückte.

Oh, Wolf, mein Wolf, Du Kinderseele und Du Dichterherz! Bist kleinmüthig und verzagt? Weißt nicht, daß Du die Sonne bist, die uns

Allen leuchtet und Blüthen in uns schafft. Laß keine Wolken Dich verdunkeln, Wolf, durchleuchte sie mit Deiner frischen Jugendkraft und Deinem Götterglanze. Aber freilich hier in der dicken Sand-Atmosphäre von Berlin, hier verliert selbst die Sonne ihre Kraft und ihre Strahlen! Komm, Wolf, laß uns fort von hier! Komm, unsere Pferde schaudern!

Er zog den Freund vorwärts, hinaus aus dem Gemach, und munter sprangen sie Beide die Treppe hinunter zu dem bereitstehenden Wagen, der große Hund heulend und jubelnd hinter ihnen drein, und am offenen Wagenschlag der Lakai in devotester Haltung!

Vorwärts denn, vorwärts! Blase, Schwager, blase! Ein lustig Stücklein, hörst! Laß es schmettern durch die Straßen, Dein Abschiedsliedlein! Blase, Postillon, blase, und ich will Dir die Kehle anfeuchten lassen gleich draußen vor dem Thor mit Eurem weißen, dünnen Soff, den Ihr Euch untersteht Berliner Bier zu tituliren!

Und der Schwager lachte vergnügt, wie der Herzog, zurückgelehnt in den offenen Kaleschwagen, so sprach, und schmetternd tönte sein Horn das deutsche Lied: „Es ritten drei Reiter zum Thore hin-

aus," schmetterte so laut, daß der große Hund des Herzogs, der blinzelnd auf dem Rücksitz den beiden Herren gegenüber lag, sich erhob und in ein lang anhaltendes Klagegeheul ausbrach.

Unter dem Horngeblase des Postillons, dem Schmerzgeheule des Hundes fuhren sie dahin durch die langen heißen Straßen, dahin durch das Leipziger Thor und die Vorstadt mit den kleinen niedrigen Häusern. Jetzt ging's einen Hügel hinauf von gelbem lockern Sand, in welchem die Räder des Wagens bis an die Speichen einsanken, daß die Pferde nur keuchend und ächzend, schweißgebadet ihn vorwärts ziehen konnten. Der Postillon, auf der Höhe des Sandhügels angelangt, hielt die Pferde an, daß sie verschnaufen könnten, und wandte sich rückwärts nach den hohen Passagieren:

Eure Gnaden, von hier aus sieht man Berlin zum letzten Mal. Wenn wir den Hügel 'runter fahren, ist's weg!

„Und ward nicht mehr gesehen," recitirte der Herzog. Komm, Wolf, steigen wir aus und nehmen Abschied von Berlin.

Sie sprangen Beide aus dem Wagen, ohne abzuwarten, daß der Lakai sich erst vom hohen Bock herniedergeschwungen. Der Hund sprang ihnen nach

und folgte wedelnd und vergnüglich den beiden Herren, die, im tiefen Sande watend, über die Landstraße hinschritten nach der kleinen Erhöhung, die seitwärts auf dem Brachfeld sich erhob.

Da standen sie Beide Arm in Arm und schaueten hernieder auf die Stadt, die weit hingestreckt mit ihren Thürmen und Schornsteinen, mit ihren Palästen, Häusern und Kasernen zu ihren Füßen lag, über der eine dicke graue Wolke von Dunst und Dampf schwebte und rings den Horizont umhüllte mit Staub und Nebel.

Lebe wohl, Berlin, Du Stadt des Hochmuths und des Dünkels, rief der Herzog fröhlich. Ich schüttle den Staub von meinen Füßen und streue den Sand Deiner Fluren über die Erinnerung an Dich in meinem Herzen! — Und indem er so sprach, bückte er sich, schöpfte eine Hand voll von dem Hügel, auf dem sie standen, und warf ihn in die Luft.

Lebt wohl, Ihr Musen und Grazien des Sandes und des Staubes, sagte Goethe, indem sein Feuerauge weit hinausblitzte über die grauen Nebeldächer. Lebe wohl, Berlin, Du Stadt ohne Grün und ohne Natur, Du Stadt der Dichtkunst ohne Poesie, Du Babylon der Weisheit und Philosophie. Ich habe Dich gesehen mit Deinen ge=

schminkten Wangen, Deinem koketten Lächeln, Deinen üppigen Gliedern und Deinen verführerischen Reizen. Mich aber sollst Du nicht berücken mit Deiner trügerischen Schöne, mir sollst Du nicht das Mark aus den Gliedern und das Bewußtsein reinen, freien Menschenthums aus meiner Seele saugen. Schön magst Du sein für Sclavenseelen, der freie Mann, der wendet Dir den Rücken und streuet Asche, Asche, Asche auf Dein Haupt. Leb' wohl, Berlin, auf Nimmerwiedersehen!*)

Und Goethe auch bückte sich nieder, nahm beide Hände voll Sand und warf ihn hinaus in die Luft nach Berlin hin.

Dem Postillon mochte die Zeit lang werden

---

*) Goethe ist in der That niemals wieder nach Berlin gekommen, obwohl er oft genug dazu eingeladen ward; so namentlich, als das neuerbaute Schauspielhaus von Berlin mit einem von Goethe dazu gedichteten Prolog eröffnet werden sollte. Man hatte dieser Festlichkeit die Weihe dadurch gegeben, daß man Goethe's Iphigenia zum ersten Male zur Darstellung brachte, und die Fürstin Radziwill ließ den Dichter durch den Grafen Brühl dringend einladen, zu dieser Feier nach Berlin zu kommen und in ihrem Palais zu wohnen. Allein Goethe, damals freilich schon zweiundsiebenzig Jahr alt (1826), lehnte es ab und entschuldigte sich mit seinem Alter.

in der brennenden Sonnenhitze, und laut schmetternd ließ er die Melodie des Soldatenliedes ertönen: „Nun adje, Lowise, wisch' ab Dein Gesicht, eine jede Kugel, die trifft ja noch nicht!"

Gar wehmüthig klangen die Töne in der einsamen Stille ringsumher, als wären es Klagegeister von Berlin, die da weinten über die Schmach, welche der Fürst und der Dichter ihr angethan.

Jetzt vorwärts, Wolf, nach unserm lieben Weimar hin!

Der Wagen rollte den Sandhügel hinunter, und Berlin war den Reisenden verschwunden, die träumend nun und sinnend im ächzenden Wagen durch den rieselnden Sand dahin rollten.

Langsam nur, auf unchaussirten Landwegen ging die Fahrt vorwärts, trotz Relais und frischer Postpferde auf den Stationen, und allmälig brach die Nacht herein und breitete ihren Sternenmantel aus über die Welt, die schlummernd ruhte von des Tages Last und Müh'.

Der Herzog Carl August lag zurückgelehnt in den Polstern und schlief. Auch der Hund auf dem Rücksitz und der Lakai auf dem Bock schlie-

fen, der Postillon ließ zuweilen einige langgezogene Töne aus seiner Trompete vernehmen, mit denen er vielleicht sich selber wecken wollte aus dem Halbschlummer. Nur Goethe war wach und munter, schaute mit seinen großen Augen hinauf zum Himmel, und die Sterne funkelten und blitzten in diesen Augen, als wären sie selbst ein paar vom Himmel herniedergefallene Sterne, schaute hinauf zum Himmel und zu Gott, und große Gedanken und großes Wollen schwellte ihm die edle Mannesbrust. Er dachte zurück in die Vergangenheit, und durfte froh sich bekennen, daß er Vieles geleistet, Schönes gethan. Er schaute vorwärts in die Zukunft, und sagte sich selbst, daß er Größeres noch zu vollbringen, Schöneres zu vollenden habe, und schwur sich selber, daß er's vollenden wolle.

Ja, ich will's, flüsterte er leise, die Hand emporhebend zu den Sternen, die Pyramide meines Daseins will ich so hoch als möglich in die Luft zuspitzen. Daran will ich stets gedenken, nie es vergessen! Ich darf auch damit nicht säumen, denn ich bin schon weit in Jahren vor, und wer weiß, vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt unvollendet. D'rum auf für alle Fälle, Wolf!

Man soll wenigstens sagen müssen, daß der Bau der Pyramide kühn entworfen war, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen! Baue, Wolfgang, baue also an der Pyramide Deines Daseins, Deiner Zukunft!

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Mühlbach, Luise,

Deutschland in Sturm und Drang historischer Roman

Bd.: 1,2

Jena 1867